

Book reviews

Autor(en): **Glaus, Beat / Holenstein, Pia / Pasch, Thomas**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Gesnerus : Swiss Journal of the history of medicine and sciences**

Band (Jahr): **57 (2000)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **15.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Book Reviews

Acta Historica Astronomiae. Im Auftrag des Arbeitskreises Astronomiegeschichte in der Astronomischen Gesellschaft hrsg. von Wolfgang R. Dick und Jürgen Hamel. Frankfurt am Main, Verl. Harri Deutsch. ISSN 1422–8521.

Vol. 1: Beiträge zur Astronomiegeschichte, Band 1, hrsg. von W. R. Dick und J. Hamel. 1998. 193 S. Ill. DM 28.–. ISBN 3-8171-1568-7. – **Vol. 2:** J. Hamel: Die astronomischen Forschungen in Kassel unter Wilhelm IV. Mit einer Teiled. der deutschen Übersetzung des Hauptwerkes von Copernicus um 1586. 1998. 174 S. Ill. DM 28.–. ISBN 3-8171-1569-5. – **Vol. 3:** The message of the angles – astrometry from 1798 to 1998. Proceedings of the International Spring Meeting of the Astronomische Gesellschaft, 1998. Ed. by P. Brosche, W. R. Dick, O. Schwarz, R. Wielen. 1998. 276 S. Ill. DM 38.–. ISBN 3-8171-1588-1. – **Vol. 4:** K.-D. Herbst: Astronomie um 1700. Kommentierte Edition des Briefes von Gottfried Kirch an Olaus Römer vom 25. Oktober 1703. 1999. 143 S. Ill. DM 24.–. ISBN 3-8171-1589-X.

Die Schriftenreihe will nicht zuletzt die Lücke schliessen, welche im deutschsprachigen Raum mit der Einstellung der Zeitschrift *Die Sterne* entstand. Für **Vol. 1** zahlreich eingesandte Beiträge beglaubigen das Bedürfnis. Deren Potpourri reicht von Apians Sternuhr und «unverstandenen Horazzitaten» Copernicus' über Rhaeticus, Kepler, Newton und Lichtenberg bis zu Mädlers epochaler Mondkarte (1836), dem Hansen-Nachlass sowie Deutschlands erstem astrophysikalischen Observatorium (1870, Bothkamp in Schleswig-Holstein). **Vol. 2** ist schweizergeschichtlich unzweifelhaft das interessanteste Heft. War Kassel doch damals auch «unseres» *Jost Bürgi* fruchtbares Arbeitsfeld! «Die von ihm überarbeiteten oder neu konstruierten Uhren und Hilfseinrichtungen» bildeten «eine wichtige Voraussetzung» für die beispiellose «Beobachtungsgenauigkeit» an der dortigen Sternwarte. Für die Zeit bahnbrechend war der *Fixsternkatalog des Mathematikers Christoph Rothmann* (S. 42–84); Hamel testete seine Präzision am Computer. Krankheit des Autors und früher Tod verhinderten leider die rechtzeitige Veröffentlichung und damit die verdiente internationale Anerkennung. Die zweite Hälfte des Büchleins (S. 84–173) ist der ersten deutschen Übersetzung von Copernicus' *De Revolutionibus* gewidmet. Der Mathematiker *Nicolaus Reimarus Ursus* fertigte sie, wie der Herausgeber plausibel macht, für den lateinunkundigen Bürgi als Handbuch an! Abschluss und Korrekturen der heute in Graz liegenden Handschrift stammen allerdings von anderer Hand. Die publizierten Ausschnitte (ca. ein Fünftel des Manuskripts) sollen «einen möglichst vollständigen Eindruck der Übersetzungsleistung vermitteln». Sie ist natürlich Teil der Rezeptionsgeschichte des Copernicus, als frühe «Übertragung eines wissenschaftlichen Grundlagenwerkes» zu Privatzwecken hat sie wohl Seltenheitswert! **Vol. 3** gibt die Vortragsreihe wieder, welche die deutsche *Astronomische Gesellschaft* 1998 zu Gotha durchgeführt hatte, um dem «first meeting of Astronomers at the Seeberg

observatory 200 years ago» die Ehre anzutun. Beiden Anlässen gemeinsam war die «Bedeutung der geometrischen Information, speziell der Winkel, für das physikalische Verständnis der Welt im Grossen» (aktuell nicht zuletzt durch das Satellitenprojekt Hiparcos). Dem Veranstalter entsprechend haben nur etwa ein Drittel der Beiträge direkteren Bezug zum Festanlass; von Herzog Ernsts und Franz Xaver von Zachs wissenschaftshistorischen Verdiensten ist hier also nur beschränkt die Rede. (Bekanntlich waren 1798 auch die «Helvetik-Flüchtlinge» Johannes Feer, später Zürcher Schanzenherr, und Johann Kaspar Horner mit von der Partie.) **Vol. 4** ediert und kommentiert den 19seitigen Brief des Berliner Astronomen Gottfried Kirch (1639–1710) an seinen Kopenhagener Kollegen. Der komplexe Text handelt von zeitgenössischen Gestirnspositionen und -bewegungen, von Beobachtungsinstrumenten und -methoden und gibt guten Einblick in die wissenschaftliche Problematik der Epoche. Exemplarisch erläuterte Rechnungen vergegenwärtigen die früher mühsame Handhabung «von Kopf und Hand». Leider blieb die Drucktechnik der «Faksimiles» deutlich unter dem Standard der gelehrten Ausführungen (wie übrigens schon in Vol. 2).

Die ersten vier Bände der *Acta Historica Astronomiae* sind durchwegs von gutem wissenschaftsgeschichtlichem Niveau. Wem an Astronomiegeschichte gelegen ist, kann der Unternehmung nur Glückauf, gedeihlichen Fortbestand und viele Leser wünschen!

Beat Glaus, Zürich

Alchemie in St. Gallen. Mit Beiträgen von Thomas Hofmeier, Urs Leo Gantenbein, Rudolf Gamper, Ernst Ziegler, Manuel Bachmann. St. Gallen, Sabon-Verlag, 1999. 45 S. Abb. SFr. 18.–. ISBN 3-907928-23-7.

Das schmale Bändchen zeichnet sich durch sorgfältige Gestaltung aus. Insbesondere die Auswahl der Abbildungen ist zu loben, vorab das Titelblatt. Es ist eine Darstellung aus Philipp Ulstads *Coelum Philosophorum*, ein alchemistisches Laboratorium, und weist daher bereits aufs deutlichste die innige Verquickung von alchemistischem Bemühen und Suche nach geistiger Veredelung aus, welche den Traktaten eigen ist. Junge Männer zumeist reicher bürgerlicher Herkunft, auch dies zeigt das Titelbild, betreiben Destillation mit komplizierten technischen Apparaturen und verstehen sie als Seelenläuterung.

Thomas Hofmeier, zusammen mit Manuel Bachmann Verfasser des gediegenen und aufschlussreichen Ausstellungskatalogs *Geheimnisse der Alchemie*, legt im Einleitungsteil «Alchemie – Einheit in der Vielfalt» auf kürzestem Raum den Begriff und seine Implikationen leicht verständlich dar. Ein Diagramm bietet Orientierungshilfe im Dschungel der Theorien; der Gefahr der Vereinfachung ist sich Hofmeier dabei durchaus bewusst. *Urs Leo Gantenbein* zeigt in einer ebenso kurzen wie klaren Analyse die Bedeutung der Alchemie für Paracelsus bzw. dessen Verständnis und Verwendung des Begriffes. Dass der Arzt aus Einsiedeln, der 1531 in St. Gallen lebte (und den Bürgermeister Christian Studer behandelte), Vadian und den dortigen Alchemisten wohl gerne näher gestanden hätte, als jene ihm erlaubten, kommt ebenso zum Ausdruck wie die selbständige Entwicklung der paracelsischen Vorstellung der Triade Sulphur – Merkur – Sal. *Rudolf Gamper* kennt die St. Galler Szene der Alchemiker im 16. Jahrhundert ebenso wie *Ernst Ziegler*. Während Gamper von

den Exponenten Bartholomäus Schobinger (1500–1585) und seinem Kreis ausgeht und auf spannende Weise die Bücher und Menschen erfahrbar macht, zeigt Ziegler anhand von amtlichen Aufzeichnungen das zeitweilige Aufblitzen der Problematik in der St. Gallischen Öffentlichkeit. Gerade in diesen beiden Aufsätzen lassen sich die Gleichzeitigkeit der hochphilosophischen Diskurse alchemischer Traktate und ihrer gelehrten Exponenten einerseits und die geheimnistuerischen Aktivitäten herumtreibender Goldmacher andererseits, die mit manchmal plumpen Tricks reiche und vornehme Adepten hereinlegten, ablesen. *Manuel Bachmann* schliesslich arbeitet an der überaus komplizierten Symbolisierung, welche die Transmutation im Barock, speziell beim deutschen Arzt Michael Maier (1569–1622), erfährt. Da sind sechs Bedeutungsebenen für den Stein der Weisen, das absolute Wissen zu entfalten, die sich stets weiter vervielfältigen. Das Symbolsystem verliert schliesslich nach Bachmanns These jeden Bezug, der pathetische Anspruch steht für eine Leerstelle. Alle Beiträge sind zwischen 6 und 7 Seiten lang: eine schnelle, interessante und schöne Lektüre.

Pia Holenstein, Affoltern am Albis

Anästhesie. – **The Fourth International Symposium on the History of Anaesthesia (Hamburg, April 1997)**. Proceedings, ed. by Jochen Schulte am Esch [and] Michael Goerig. – Lübeck, Dräger, 1998. 878 p. Ill. (The History of Anaesthesia). DM 150.–. ISBN 3-925402-00-4.

Anaesthetic equipment in the history of German anaesthesia. Ed. by Jochen Schulte am Esch and Michael Goerig. Catalogue of the exhibition at the Museum für Kunst und Gewerbe, Hamburg, April–May 1997. Lübeck, Dräger, 1997. 130 p. Ill., Portr. (The History of Anaesthesia). DM 50.–. ISBN 3-925402-70-5.

Seit 1982 finden in vierjährlichem Rhythmus Internationale Symposien zur Geschichte der Anästhesie statt. Das vierte wurde im April 1997 im Anschluss an den Deutschen Anästhesiekongress in Hamburg mit über 250 Teilnehmern veranstaltet. Die meisten der 150 Vorträge und Poster dieses Kongresses sind im hier besprochenen Band von nahezu 900 Seiten, der dank grosszügiger Unterstützung durch eine führende medizintechnische Firma hervorragend ausgestattet ist, wiedergegeben. Alle Beiträge sind in englischer Sprache geschrieben und von den Herausgebern sorgfältig bearbeitet worden. Die Gliederung folgt der Abfolge des wissenschaftlichen Programms und überspannt einen weiten Bogen von Themen. Es wird über interessante Aspekte aus der Zeit nach der Einführung der modernen Anästhesie im Jahre 1846 und deren Folgen, über bekannte und unbekannte Pioniere des Faches aus vielen Ländern, über mannigfache technische und medikamentöse Entwicklungen, aber auch Probleme und Komplikationen von Anästhesieverfahren berichtet. Die Mehrzahl der Autoren stammt aus Europa, so dass wenig über die Geschichte der Anästhesie im Lande ihrer Erfindung, den USA, oder anderen aussereuropäischen Ländern zu finden ist. Hervorzuheben ist die grosse Zahl von Abbildungen, hauptsächlich Porträts, Gerätedarstellungen und frühe Dokumente. Das Buch ist zweifellos für Medizinhistoriker eine wertvolle Quelle und gehört in die Bibliothek jedes Instituts für Geschichte der Medizin, zumal es ein Personen- und Sachverzeichnis enthält. Ebenso wird es viele nicht primär historisch orientierte Anästhesiologen ansprechen, denn langweilig kann es ihnen beim Schmökern in diesem Buch nie werden.

Parallel zum Symposium war im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe eine Ausstellung «Anaesthetic Equipment in the History of German Anaesthesia» aufgebaut, in der eine Fülle von Dokumenten, Schriften, Geräten und Ausrüstungsgegenständen mit ausführlichen Beschreibungen gezeigt wurden. Der hierzu erschienene Katalog dokumentiert und erläutert die Exponate. Die Darstellungen reichen vom Entdecker des Morphins Friedrich Wilhelm Adam Sertürner (1783–1841) bis zu den ersten Geräten für die automatisch gesteuerte Anästhesie unserer Tage. Die überwiegend farbigen Abbildungen sind direkt in den englischen Text eingefügt. Die Verknüpfung von Text und Bild ist grafisch so gut gelungen, dass der Band nicht nur inhaltlich, sondern auch gestalterisch gefangen nimmt. Sprache ist wie im Berichtsband des Symposiums Englisch, was der internationalen Verbreitung zweifellos dienlich ist. Auch hier enthält der Anhang ein Personen- und Sachverzeichnis und eine Dokumentation der Herkunft von Abbildungen und Exponaten. Mit diesem Katalog ist den Herausgebern und Gestaltern ein bibliophiles Schmuckstück gelungen, und der Sponsor hat sich um die Geschichte der Anästhesie verdient gemacht.

Thomas Pasch, Zürich

Bartlett, Peter; Wright, David (eds): **Outside the walls of the asylum. The history of care in the community 1750–2000.** London & New Brunswick, NJ, The Athlone Press, 1999. XIII, 337 p. £ 16.99. ISBN 0-485-12147-6.

It was often pointed out, that with the rise of the asylum the insane were institutionalised, but also with the rise of institutions the family still remained an important locus of care for the insane. However the domestic care for the lunatics was not an isolated one. The family was only one locus of attention in the social networks of poor relief and health care. Families, relatives, neighbours, secular and clerical bodies and institutions of many kinds have interacted and complemented one another in complex ways.

This book explores the types of care offered outside the walls of the asylums, and the responses to madness in the community. It suggests, in fact, that care outside of the walls of the asylum remained the primary locus of care and the primary response of industrial societies to the problem of the mentally disordered from 1750 to the present day. Even when in the mid-nineteenth century to the mid-twentieth century institutions did play an ever-increasingly important role in the complex possibilities of caring and controlling the insane, the mental hospital never replaced community care. Since the middle of the twentieth century, the mental health system of most developed countries turns increasingly towards non-institutional care. During the latter half of this century for example the number of psychiatric beds in England fell between 1954 and 1990 by 72%.

The first chapter, written by the editors, gives a historiographical introduction, and highlights some major themes which run throughout the book as a whole: the persistence of community care in the era of the asylum, the social dimensions of care within and without the household, the breaching of the walls of the asylum, and the social control and surveillance in the community. Chapters two to eight focus upon the nineteenth century. In the history of psychiatry from the early modern period to the nineteenth century two interpretative models can be distinguished. One is

centred around the psychiatric institution, the other lays emphasis on what happened within the family. The institutional model focuses on the development of psychiatry and on the incarcerating institutions with their medical, legal, political, and ideological apparatus. The most forceful and well-known advocate of this view is Michel Foucault. In his *Histoire de la Folie* Foucault identified the starting point of the prototype of modern psychiatry in the creation of public institutions by the French absolutist state for the confinement of lunatics with criminals and vagabonds. The subsequent unfolding of psychiatry was, according to Foucault, the development of different techniques to cope with the incarcerated insane within institutional walls. The domestic approach on the other hand emphasises the importance of the family's private need to cope with the problem of the lunacy of their family members. In this book none of the articles follows directly the Foucaultian scheme. Some of them focus on the domestic model. But most of them try to close the gap between the institutional and the domestic model and therefore consider not only the role played by the institutions and the families, but also the role of friends, neighbours or communities. Chapters nine to twelve trace the twentieth century, and the last chapter even focuses on the psychiatric treatment in the 1990s. In their case-studies and local studies of England, Ireland and Wales, all of these articles contribute to the long neglected question of extramural care.

Aline Steinbrecher, Zürich

Bergdolt, Klaus: **Leib und Seele. Eine Kulturgeschichte des gesunden Lebens.** München, Beck, 1999. 388 S. DM 58.-; SFr. 52.50. ISBN 3-406-45426-7.

Die moderne, naturwissenschaftlich orientierte Medizin scheint im Begriff zu sein, in der Fokussierung ihrer Wahrnehmung auf statistisch nachvollziehbare und reproduzierbare Fakten ganze Wirklichkeitsbereiche der Heilkunde zunehmend aus der ärztlichen Tätigkeit auszublenden. Bereits 1851 warnt Carl Gustav Carus, in klarer Vorausahnung der Grundtendenz zukünftiger Entwicklungen in der Medizin, vor einer «analytisch-inquisitorischen» Methode der Erfassung einer «lebendigen, tatsächlichen Erscheinung des Menschen» und stellt diesem Verfahren eine sogenannte «synthetisch-contemplative» Methode gegenüber. Klaus Bergdolt unternimmt mit seiner herausragenden Geschichte der Diätetik das genaue Gegenteil der naturwissenschaftlich-statistischen Blickverengung der modernen Medizin, nämlich eine panoramaähnliche Ausbreitung der erstaunlichen historischen Kontinuität der humanen Dimensionen der Heilkunde, der Gesundheitslehre und -erziehung, der ärztlichen Tugenden, der Lebensweisheit und – nicht zuletzt – des Umgangs mit Sterbenden. Die Darstellung umfasst die Gesundheitslehren von den antiken Hochkulturen bis zum 19. Jahrhundert, dessen Darstellung allerdings aus Platzgründen nur kurssorisch erfolgen kann. In der Lektüre des Buches wird erschreckend und unmissverständlich deutlich, wie weit sich die moderne Medizin von sämtlichen diätetischen Konzepten und von allgemeinen Heilungsvoraussetzungen entfernt hat. Schon Heinrich Schipperges hat für diesen Prozess bittere Worte gefunden: «Bereits Ende des 19. Jahrhunderts war der Begriff der Diätetik zur <Diät> verkümmert, die nur noch das bisschen Ornament an Speis und Trank meinte. Alles Diätetische trägt auch heute noch allzusehr den faden Geschmack der Schleimsüppchen an sich oder lässt schlies-

sen auf abwegiges Sektierertum» (1970, S. 105). Bergdolts Darstellung kann als Remedium all jenen empfohlen werden, die in der Zeittendenz einer ausschliesslich verstandenen «evidence based medicine» zu erkranken drohen.

Stefan Grosche, Dresden

Birchler-Argyros, Urs Benno: **Quellen zur Spitalgeschichte im Oströmischen Reich.** Herzogenrath, Murken-Altrogge, 1998. 176 S., Ill. (Studien zur Geschichte des Krankenhauswesens, 39). DM/SFr. 48.–. ISBN 3-921801-93-1.

«Wie Pilze schossen nun die Xenodocheia aus dem frühbyzantinischen Reichsboden» (S. 9) – Bücher haben ihre Schicksale, so entnehmen wir auch dem Vorwort des Buches von Birchler-Argyros. Seine fundierte Studie zur byzantinischen Hospitalgeschichte entstand bereits vor rund 20 Jahren; die auch im Eingangszitat anklingenden sprachlichen Eigentümlichkeiten der Arbeit, ferner orthographische und formale Mängel (so der Verzicht auf Fussnoten) verhinderten einen früheren Druck. Gleichwohl handelt es sich um eine wertvolle Arbeit, die sich zum Ziel setzt, das Quellenmaterial zur byzantinischen Spitalgeschichte möglichst vollständig zu erfassen und dem Leser die wesentlichen Passagen in deutscher Übersetzung zu präsentieren und zu kommentieren. Dieses Ziel erreicht der Autor überzeugend. Bei aller Begeisterung für seinen Forschungsgegenstand ist er erfreulich nüchtern in der Beurteilung der Quellennachrichten; im Gegensatz zu der international weit bekannten Studie von T. S. Miller (*The Birth of the Hospital in the Byzantine Empire*, Baltimore 1985) erkennt Birchler-Argyros die Unterschiede zwischen dem byzantinischen Hospital und einem modernen Klinikum. Die viel umfassendere Studie von Robert Volk (*Gesundheitswesen und Wohltätigkeit im Spiegel der byzantinischen Klostertypika*, München 1983), die sich vornehmlich an ein byzantinisches Fachpublikum wendet, wird durch Birchlers Arbeit gleichsam ergänzt.

Quellen und Literatur sind nicht voneinander getrennt, sondern am Ende der Arbeit, eingeteilt in verschiedene Gruppen, durchnummeriert aufgeführt. Ein Register ermöglicht das zielgerichtete Nachschlagen, Tabellen und Abbildungen illustrieren die Aussagen des Buches, das auch gut für den medizinhistorischen Unterricht geeignet ist.

Karl-Heinz Leven, Freiburg (D)

Bleker, Johanna (Hrsg.): **Der Eintritt der Frauen in die Gelehrtenrepublik.** Geschlechterfrage, akademisches Selbstverständnis und wissenschaftliche Praxis am Anfang des Jahrhunderts. Husum, Matthiesen, 1998. 192 S. (Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaften, 84). DM 59.–. ISBN 3-7868-4084-9.

Die vorliegende Publikation basiert auf sechs Beiträgen eines Workshops zur Wissenschaftsgeschichte, in denen aktuelle Ergebnisse der Frauenforschung vorgestellt und diskutiert wurden. Jedem Referat folgt ein ergänzender Kommentar. Im Zentrum stand die Frage, ob die Öffnung der deutschen Hochschulen für die Frauen Veränderungen im Wissenschaftsbetrieb auslöste, wie lange Zeit befürchtet worden war. Um 1900, so wurde festgestellt, war die deutsche Wissenschaft ein Männerwerk.

Argumente gegen das Frauenstudium spiegeln deutliche Verdrängungsängste: Verdrängung aus der idealisierten «Gelehrtenrepublik», einer Gemeinschaft von gleichberechtigten Lehrenden und Lernenden mit kameradschaftlich toleranten Umgangsformen, die es in der Realität so nicht gab. Zu dieser Zeit war die Universität auf dem Weg von einer Eliteschule zu einer Massenanstalt und bezüglich Frauen versagten alle Spielregeln der Objektivität, sie hatten nur beschränkt akademisches Bürgerrecht. Frauen waren prinzipiell Aussenseiterinnen. Einige Professoren, darunter auch Medizinhistoriker, schlossen sie von ihren Vorlesungen aus, ihre Leistungen wurden generell unterbewertet, Promotionen oft abgelehnt, Habilitationen verweigert. Der Universitätskarriere standen grosse Hindernisse im Wege. Sie wurden in den ausseruniversitären Bereich abgedrängt, in noch nicht etablierte Fächer mit geringem Sozialprestige, die Ärztinnen speziell auf praxisbezogene Gebiete wie Sozialhygiene oder Zahnmedizin, für die sie wegen ihrer Geschicklichkeit, Beständigkeit und Sorgfalt besonders geeignet schienen. Wie die hier untersuchten Beispiele zeigen, konnten die weiblichen Wissenschaftlerinnen insgesamt gesehen keinen Einfluss auf den Wissenschaftsbetrieb ausüben. Auf ihnen lag ein enormer Anpassungsdruck, und zudem blieb ihre Zahl unter der für Veränderungen nötigen «kritischen Grösse».

Ingrid Müller-Landgraf, Bern

Boi, Luciano; Giacardi, Livia; Tazzioli, Rossana: **La découverte de la géométrie non euclidienne sur la pseudosphère. Les lettres d'Eugenio Beltrami à Jules Hoüel (1868–1881)**. Introduction, notes et commentaires critiques. Paris, Blanchard, 1998. 278 p. Ill., fig. (Collection Sciences dans l'histoire). FFr. 480.–. ISBN 2-85367-208-5; ISSN 1258-0996.

Seit der Antike wurde versucht, das sogenannte Parallelenaxiom, dass zu einer Gerade durch einen bestimmten Punkt genau eine Parallele existiere, aus den übrigen auf Euklid zurückgehenden Axiomen der ebenen Geometrie abzuleiten. Schon 1792 fragte sich der fünfzehnjährige Carl Friedrich Gauss, wie eine Geometrie beschaffen sein würde, in der das Parallelenaxiom nicht gelte. Im 19. Jahrhundert wurden dann mehrere solcher Modelle einer nichteuklidischen Geometrie aufgestellt. So gelang es Beltrami 1868 nachzuweisen, dass auf Flächen konstanter Krümmung (sogenannten Pseudosphären) die Gesetze der nichteuklidischen Geometrie gelten. Der vorliegende Briefwechsel zeigt den Werdegang und die Ausarbeitung dieser Entdeckung auf. Nach einer Kurzbiographie Beltramis und einer Würdigung seiner Arbeiten zur nichteuklidischen Geometrie folgt die ausführlich kommentierte Briefedition. Die Publikation dokumentiert einen wichtigen Abschnitt der Geschichte der Geometrie.

Urs Leo Gantenbein, Winterthur

Broman, Thomas H.: **The transformation of German academic medicine, 1750–1820**. Cambridge, Cambridge University Press, 1996. 209 p. £ 35.–; \$ 54.95. ISBN 0-521-55231-1 (hardback).

Le livre de Thomas H. Broman aborde plusieurs sujets dont la seule réunion confère à son livre un intérêt stratégique. En effet, il touche à la fois au développement de la

profession médicale (universitaire), la période charnière de la fin de l'Ancien Régime et le contexte allemand: trois ingrédients qui donnent au texte une pertinence dans la genèse de la médecine scientifique. L'objectif de l'auteur est de repenser la «professionnalisation» de la médecine en Allemagne. Son analyse vise à nuancer l'aspect libéral du «marché thérapeutique», basé sur les lois de l'offre et de la demande, en arguant que si tous étaient égaux, pourquoi certains se seraient-ils engagés dans de longues études? Une question qui l'amène dans la première partie de son ouvrage à reconstituer les valeurs associées aux docteurs praticiens à la fin de l'Ancien Régime, une démarche que Broman réalise brillamment à travers la lecture de biographies contemporaines. Piété, vertu, érudition et élégance: voilà les qualités qui s'intègrent dans ces récits de vies de docteurs allemands avant la Révolution. Le diplôme permet à son détenteur d'occuper une position honorable dans la société, il donne aussi, et c'est un argument de poids pour Broman, accès à des fonctions officielles (dans un district, une ville, une garnison etc.). L'auteur inscrit ces valeurs sur le fond du monde académique allemand du XVIII^e siècle, une description qui sert d'introduction au sujet principal de l'ouvrage: la naissance de débats médicaux sur les bases même de la médecine à la fin du siècle. Des débats qui répondent à des remises en question de nature distinctes. La principale, celle de faire des études érudites inutiles, amène les professionnels, de concert avec d'autres universitaires, à défendre la formation universitaire comme étant la seule capable d'apporter une caractéristique spécifique et nécessaire à l'exercice de professions académiques: *die Bildung*. C'est là, dans le corps de l'ouvrage, que Broman avance, à travers l'analyse critique d'écrits médicaux, ses thèses les plus hardies. Loin de la clinique française, la médecine allemande cherche son cadre théorique, à travers des textes diffusés dans un espace public en pleine évolution, dans trois directions distinctes:

a) La *Naturwissenschaft* (sciences de la nature), en pleine évolution, permet à certains médecins de revendiquer un statut scientifique pour la médecine, un savoir caractérisé, il est vrai, par la quasi absence de corrélations avec la pratique médicale;

b) Nombre de «praticiens» revendiquent, sur fond de «vocation» et d'altruisme, un statut particulier en définissant leur profession comme un art articulé autour du patient singulier. Une compréhension qui s'accommode tout à fait des caractéristiques acquises à l'université, conceptualisée par le terme *Bildung*;

c) Un dernier groupe cherche dans le développement des théories du médecin écossais Brown, une unité médicale dans un ensemble cohérent où la pratique (thérapeutique) découle des principes théoriques.

L'analyse de ces trois points de vues permet à l'auteur de construire un modèle allemand de transition académique entre la médecine d'Ancien Régime et la «médecine scientifique» du XIX^e siècle. Un modèle où la question essentielle réside dans la cohésion entre science et pratique – une caractéristique qui donne sens au peu d'intérêt prêté au modèle clinique français par l'élite médicale allemande. L'exemple allemand permet alors de suggérer une autre voie dans la genèse de la médecine scientifique associée à l'importante, et célèbre, réforme universitaire allemande du début du XIX^e siècle. Ces changements institutionnels ne tendent pourtant pas à résoudre la tension entre pratique et science. Au contraire, dans le cadre médical, la mise en place de l'université néohumaniste allemande au début du XIX^e siècle tend à distinguer le chercheur universitaire du praticien. Néanmoins, la recherche empirique scientifique se substitue au savoir littéraire classique des générations médicales antérieures. Le médecin allemand du XIX^e se définit dès lors comme un homme de

science et revendique, en tant que tel, une meilleure situation professionnelle. De nouveaux règlements étatiques tendent à contrôler de plus près la pratique et augmentent le nombre d'emplois officiels accessibles aux médecins. Broman discute ces transformations de fonctions et d'identités professionnelles avec lucidité, illustrant les évolutions avec nombre d'exemples de parcours individuels ou institutionnels. Le processus de professionnalisation sur lequel il met le doigt est avant tout celui des chercheurs universitaires. Il suggère l'importance du développement de l'espace public en tant que lieu où peuvent s'épanouir ces débats professionnels. En dernière analyse, le discours même basé sur les principes de la *Wissenschaft* nouvelle, dont l'argumentation est accessible à toute personne lettrée, possède un net avantage dans le nouvel espace public sur des positions empiriques basées essentiellement sur l'expérience, qui est, elle, foncièrement inaccessible aux lecteurs. Une thèse stimulante qui a le grand mérite de proposer une alternative au modèle français et qui devra relancer le débat sur la genèse du monde médical moderne.

Philip Rieder, Genève

Carpanetto, Dino: **Scienza e arte del guarire. Cultura, formazione universitaria e professioni mediche a Torino tra sei e settecento.** Torino, Deputazione Subalpina di Storia Patria, 1998. X, 318 p. (Miscellanea di Storia Italiana, Serie V: Studii e fonti per la storia dell'Università di Torino, VIII). Lit. 40 000.

Sotto gli auspici della Deputazione Subalpina di Storia Patria e dell'Università degli Studi di Torino è uscito nel 1998 questo libro, redatto da Dino Carpanetto, ricercatore al Dipartimento di Storia moderna dell'Università torinese. Nella storiografia medica esisteva qualche lavoro sulla medicina piemontese del Sei- e Settecento, ma mancava un'esplorazione documentata e attenta del periodo indubbiamente assai interessante e di notevole rilievo per l'inserimento del pensiero medico piemontese nell'ambiente internazionale scientificamente più evoluto o di Ginevra, Leida, Londra e Parigi o, per restare in Italia di Bologna, Padova e Roma.

Questa impresa è stata portata a termine dall'autore con rigorosa metodologia storica – scientifica e con l'esame e il controllo di fonti archivistiche e di tanta letteratura medica non soltanto dell'epoca presa in considerazione. Prelude alla ricerca un'indagine sulla scienza medica piemontese dell'epoca, in cui emerge ed è tra l'altro accuratamente studiata la figura di Giovanni Fantoni, cui già il De Renzi centocinquanta anni fa aveva dedicato nel quarto Tomo della sua *Storia della Medicina in Italia* ben dieci citazioni. In tutti i capitoli il Carpanetto si muove con agilità nell'analisi dei rapporti tra medici piemontesi e personaggi come il Lancisi, il Vallisneri, il Morgagni, dimostrando una meticolosa preparazione nella specifica ricerca. Sono pagine di utile e piacevole lettura (soprattutto per un «padovano») quelle sui legami del Fantoni con la scienza italiana, su Morgagni e il Piemonte e sui «Morgagnani e antimorgagnani». Ma tutto il libro è costellato di interessanti osservazioni e di notizie per certa parte ancora ignote al mondo storico-medico.

Infatti, i capitoli sulla «Facoltà di Medicina» del capoluogo piemontese nelle diverse e successive riforme universitarie, sulle modalità e sui caratteri dell'insegnamento della medicina, sulle professioni sanitarie e sulla cultura universitaria e un ultimo, abbondante, capitolo sulla cultura normativa e sulla cultura innovativa

richiedono una lettura attenta, perché trattano problematiche degne di opportuna riflessione.

Il libro è ricco di note a piè di pagina e possiede un indice di nomi citati di ben undici pagine: aggiunge merito e dignità alla ricerca storiografica in campo medico.

Loris Premuda, Padova

Danón, José (coordinador): **La enseñanza de la medicina en la Universidad Española.** Primera parte. Barcelona, Fundación Uriach 1838, 1998. Je 1 vol. spanisch und katalanisch. 149 p. Ill. (Colección Histórica De Ciencias de la Salud, 6). ISBN 84-87452-34-5 (span.); 84-87452-35-3 (katalan.).

Der in leserfreundlichem, ansprechendem Layout präsentierte Band (einzig die Reproduktionsqualität der informativen Illustrationen fällt etwas ab) dürfte bei vielen spanischen Kollegen auf grosses Interesse stossen, werden doch die Geschichte der medizinischen Fakultäten von Madrid, Valencia, Sevilla, Barcelona und Santiago de Compostela von der Mitte des 19. Jahrhunderts an durch die jeweils lokal tätigen Medizinhistoriker übersichtlich und sorgfältig dargestellt.

Einzig im Kapitel über Madrid (Agustín Albarracín Teulón) kommt die lokalhistorische Entwicklung etwas zu kurz zu Gunsten einer breiteren Darstellung der gesetzlichen Voraussetzungen der (oft sehr zentralistischen) Studienplanung in Spanien, was für das Verständnis der Entwicklung auch an den anderen Fakultäten allerdings sehr wichtig ist. Wichtiges Thema ist dabei während Jahrzehnten die Auseinandersetzung zwischen mehr theoretisch orientierten Studiengängen nach deutschem Vorbild (Humboldt) und mehr praktisch orientierten nach französischem Modell («leçons cliniques»). Während eine Studienreform von Pedro Mata 1843 das Medizinstudium auf die zwei Fakultäten von Barcelona und Madrid reduzierte, wurden 1845 unter *Antonio Gil de Zárate* die Colegios de Prácticos in Madrid, Barcelona, Santiago, Valencia und Cádiz, die in der Ausbildung der niederen Chirurgen tätig waren, aufgehoben und neue medizinische Fakultäten geschaffen, allerdings mit dem Privileg für Madrid, als einzige das Doktorat anbieten zu können. Zudem wurde die Wahl der Professoren für das ganze Land unter direkter Kontrolle durch die politischen Behörden in Madrid vollzogen. Erst im Dekret von *Claudio Moyano* von 1857 wurden die Medizinischen Fakultäten von Madrid, Barcelona, Cádiz, Valencia, Valladolid, Granada und Santiago zu gleichwertigen Ausbildungsstätten aufgewertet und die Richtlinien für die staatliche universitäre Ausbildung in Spanien für über 100 Jahre festgelegt.

Dem Band vorangestellt ist eine brillante Einleitung von José Maria López Piñero, der die Entwicklung der medizinischen Ausbildung in Spanien vom Mittelalter bis zur erwähnten Ley Moyano holzschnittartig darstellt unter Herausarbeitung der grossen Linien und Zusammenhänge, was für das Verständnis der einzelnen Fakultätsgeschichten sehr hilfreich ist.

Hans Urs Keller-Schnider, Deitingen

Deroux, Carl (éd.): **Maladie et maladies dans les textes latins antiques et médiévaux.** Actes du V^e Colloque International «Textes médicaux latins» (Bruxelles, 4–6 septembre 1995). Bruxelles, Latomus, 1998. V, 458 p. (Collection Latomus, 242). Fb 2500.–. ISBN 2-87031-182-6.

Le mélange d'études *Maladie et maladies dans les textes latins antiques et médiévaux*, édité par Carl Deroux, constitue les Actes du V^e Colloque International «Textes médicaux latins» qui s'est déroulé à Bruxelles en 1995.

Le recueil contient 32 articles, classés dans l'ordre chronologique selon leurs sources, des poètes romains du I^{er} siècle av. J.-C. (Horace, Lucrèce, Virgile ...) au haut moyen âge avec le *De proprietatibus rerum* de Barthélémy l'Anglais (XIII^e siècle).

Réunis par un thème commun, «Maladie et maladies», en référence à l'œuvre de Mirko D. Grmek († mars 2000), ces études témoignent une fois de plus de l'impensable richesse du domaine de l'histoire de la médecine. La plupart interroge des textes d'auteurs médicaux latins (Caelius Aurélien, Cassius Félix, Celse, Scribonius Largus ...), parfois inédits (ms. BN 11218, *Liber Byzantii* ...). Plusieurs s'intéressent aussi à la contribution des poètes, des philosophes (Sénèque, Lucrèce ...), des encyclopédistes (Pline, Barthélémy l'Anglais ...) et même du Corpus talmudique à l'histoire des maladies. Les approches sont extrêmement variées, tour à tour philologiques, littéraires, historiques ou archéologiques.

Les thèmes peuvent être répartis en quatre groupes.

1. La majorité des recherches se rapportent à la conceptualisation des maladies (description de l'épilepsie et de l'hydropisie chez Lucrèce et Horace, la notion de règle et d'exception chez Celse, médecine et chirurgie dans le livre XI de Pline, le vocabulaire de la contagion chez l'évêque Cyprien de Carthage, la nomenclature de Cassius Félix, la méthode doxographique de Caelius Aurélien, la traduction latine des *Aphorismes* hippocratiques, le commentaire ravennate au *De pulsibus ad tirones* de Galien, les notions médicales de Barthélémy l'Anglais).

2. D'autres se rapportent à l'histoire d'une maladie spécifique (la rage, le paludisme, l'hystérie, la nocivité de l'air chez Lucrèce et des mœurs corrompues chez Sénèque, la fièvre chez Celse, les maladies infantiles chez Pline, la définition de *hirci oculorum anguli* de Virgile à Servius, la *phrénitis* chez Caelius Aurélien, la nocivité des tourterelles ou cailles d'Anthime) sans oublier la médecine vétérinaire (la description de la morve chez Végèce).

3. La transmission des savoirs (thérapies et médecins d'origine «égyptienne» chez Celse, autopsy d'une lacune dans la tradition manuscrite de Celse, la transmission de l'œuvre de Scribonius Largus, Caelius Aurélien et l'héritage de la médecine grecque, les sources grecques du *Liber Byzantii*).

4. Les pratiques thérapeutiques, chirurgicales (les opérations des hernies au moyen âge, histoire de la castration), magiques (les amulettes gynécologiques dans des textes médicaux, la démonologie dans le Corpus talmudique, miracles et hagiographie de Saint Hubert). Quant à l'iconographie, seul Mirko D. Grmek s'intéresse à l'apport de scènes chirurgicales dans trois manuscrits latins médiévaux (XII^e – début du XIII^e siècle) figurant l'opération de la cataracte ou du leucome.

Un domaine dont l'étendue et la diversité exige une approche pluridisciplinaire qui fait de chaque colloque un nouveau «rendez-vous de l'humanisme», comme le

relève Carl Deroux (p. III). L'intérêt et la qualité des contributions de ces derniers *Actes* démontre que «l'enthousiasme et la volonté de poursuivre ne sont pas près de s'éteindre» (p. II).

Véronique Dasen, Pensier

Ebert, Andreas; Weitzel, Hans Karl (Hrsg.): **Die Berliner Gesellschaft für Geburtshilfe und Gynäkologie 1844–1994**. Unter Mitarbeit von Matthias David, Birgit Goethe, Jürgen Hammerstein ... et al. Berlin etc., de Gruyter, 1994. XII, 344 S. Ill., Portr. DM 148.–; SFr. 132.–. ISBN 3-11-013769-0.

Die Berliner Gesellschaft für Geburtshilfe und Gynäkologie ist eine der ältesten Vereinigungen von Frauenärzten in Deutschland. Sie entstand 1876 durch Fusion zweier Fachgesellschaften, der 1844 gegründeten Gesellschaft für Geburtshilfe und der 1873 gegründeten Gesellschaft für Gynäkologie und bestand bis 1961. Die Teilung Berlins nach dem Zweiten Weltkrieg zeigte zunächst keine Auswirkung, erst die Mauer spaltete auch die Gesellschaft für dreissig Jahre in Ost und West. Nach der politischen Wende wurde sie 1991 formell wiedervereinigt.

150 Bestandsjahre sind allemal ein Anlass zu einem Rückblick. Elf Fachvertreter und zwei Medizinhistoriker teilten sich die Aufgabe, die Gesellschaftsgeschichte in fünf Abschnitten nachzuzeichnen. Sie berichten von der Gründer- und Blütezeit, vom Einfluss politischer Ereignisse auf eine an sich unpolitische, der Förderung des Wissens vornehmlich verpflichtete Vereinigung. Als Leitfaden durch die einzelnen Kapitel dienen die Biographien der jeweiligen Vorsitzenden, unter denen Namen wie Martin, Bumm, Stoeckel, Pschyrembel, um nur einige zu nennen, die grosse Bedeutung der Berliner Schule für das Fach erkennen lassen. Neben der Ruhmes- ist aber auch die Schattenseite präsent im Exodus bedeutender Gelehrter wie Meyer, Aschheim Zondek, die auf Druck des nationalsozialistischen Regimes Deutschland verlassen mussten.

Dem biographischen Aufbau entsprechend liegt das Hauptgewicht der Abbildungen bei den Porträts. Die Lebensbilder sind knapp gehalten und durch Zitate aus Briefen, Reden und Werken recht individuell gestaltet. Alle Angaben sind in einem anschliessenden Quellenvermerk belegt. Der chronologische Überblick und ein Namensregister machen das vielgestaltige Werk übersichtlich.

Ingrid Müller-Landgraf, Bern

Gradmann, Christoph; Schlich, Thomas (Hrsg.): **Strategien der Kausalität. Konzepte der Krankheitsverursachung im 19. und 20. Jahrhundert**. Pfaffenweiler, Centaurus, 1999. 275 S. Ill. (Neuere Medizin- und Wissenschaftsgeschichte; Quellen und Studien, 5). DM 49.80. ISBN 3-8255-0173-6.

Die vorliegende Aufsatzsammlung geht auf ein Symposium auf dem Deutschen Wissenschaftshistorikertag 1996 in Berlin zurück. Sie enthält neun Beiträge aus den Disziplinen der Medizin- und Wissenschaftsgeschichte von Autoren aus Deutschland, den USA, den Niederlanden und Japan. *Thomas Schlich* führt in seinem Aufsatz in das Thema des Bandes ein: die Durchsetzung, Verbreitung und Weiterentwicklung

des Konzeptes, dass Krankheiten durch die Beherrschung einer notwendigen Krankheitsursache kontrolliert werden können. Beispielhaft diskutiert er die Neukonstruktion der Krankheitseinheiten «Kretinismus» und «Tuberkulose» unter dem Einfluss des neuen Konzeptes im ausgehenden 19. Jahrhundert. Mit der neuen Krankheitsauffassung gehe ein neuer Medizintyp einher, der durch die Orientierung an experimenteller Laborforschung gekennzeichnet sei. Diese Orientierung macht *Volker Roelcke* auch für die Neuformulierung der psychiatrischen Krankheitslehre durch Emil Kraepelin verantwortlich. Kraepelin habe die «strategische» Entscheidung zur Abgrenzung von *Dementia praecox* und manisch-depressivem Irresein bereits vor der empirischen Forschungsarbeit getroffen. Seine Orientierung an naturwissenschaftlichen Kategorien wie der notwendigen Verursachung und der Quantifizierung von Elementarprozessen führte zu einer sehr selektiven klinischen Forschungsstrategie. *J. Andrew Mendelsohn* analysiert die Weiterentwicklung des Konzeptes der notwendigen Verursachung nach dem Ersten Weltkrieg im Rahmen der experimentellen Epidemiologie. Ausgelöst durch die Influenza-Epidemie 1918 entstand ein «Diskurs der Komplexität», der Standardkategorien wie monokausal/multikausal, Reduktionismus/Holismus und Übertragung/Umwelt überwand. Epidemien wurden nun als komplexe Folge von Gleichgewichtsstörungen interpretiert. *Sarah Jansen* erklärt die Entstehung der neuen Ätiologie als Teilphänomen eines Umbruchs von Objekt- und Interventionsrepräsentationen. Am Beispiel von Forstentomologie und Insektenbekämpfung weist sie nach, dass die veränderten Repräsentationen von «Insekt», «Schädling» oder «Wald» zwischen 1880 und 1925 neue Interventionsräume öffneten, die mit dem Konzept einer notwendigen Krankheitsverursachung einhergingen. Weitere Beiträge widmen sich der Modifizierung dieses Konzeptes in den USA (Summers), seiner Durchsetzung in Japan (Oberländer), seiner Popularisierung (Brecht) und seiner Bedeutung für die Institutionalisierung der Infektionsforschung (Gradmann) und auch der Krebsforschung (Helvoort). Die Aufsätze bewegen sich durchweg auf einem hohen Niveau und präsentieren in ihrer Gesamtheit neue Belege für die «historische Kontingenz auch der modernen Medizin» (Schlich).

Ralf Bröer, Heidelberg

Hahn, Ralf: **Gold aus dem Meer. Die Forschungen des Nobelpreisträgers Fritz Haber in den Jahren 1922–1927.** Berlin, Diepholz, Verl. für Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik GNT, 1999. 101 S. Ill., Portr. DM 26.40; Euro 13.50. ISBN 3-928186-46-9.

Leistung und Schicksal von Fritz Haber (1868 Breslau–1934 Basel) sind in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Ammoniaksynthese, Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie, Gaskampfstoffe, Nobelpreis markieren in etwa Karrierespitzen dieses hochbegabten und tüchtigen Wissenschaftlers. Das Werk entstand, wie für die damalige deutsch-jüdische Intelligentsia nicht untypisch, in starker Identifikation mit dem Geburtsland – bis die unsägliche Hitlerei ihr ein Ende setzte. Patriotismus war vermutlich auch das Hauptmotiv für Habers in vorliegendem Büchlein geschilderten Forschungseinsatz: «Gold aus dem Meer» sollte dazu beitragen, die Deutschland 1918 von den Alliierten aufgebrummt horrenden Reparationszahlungen möglichst glimpflich zu begleichen. Ralf Hahns fundierte und gut lesbare Magisterarbeit

orientiert einleitend kurz über Habers Biographie und ausführlicher über Voraussetzungen des Projekts. Man konnte auf eine Ausbeute von mindestens 6 Milligramm je Tonne Meerwasser hoffen. Gleich setzte Haber Doktoranden seines Instituts auf das Thema an. Dank guter Beziehungen gelang es ihm auch, zwei Firmen, nämlich Degussa und die Metallgesellschaft, für das unter Umständen gewinnträchtige Unternehmen zu interessieren. Im November 1922 wurde ein entsprechender Vertrag geschlossen. Haber schuf daraufhin eine eigene Institutsabteilung für die Betreuung des Projekts. Nun mussten Wasserproben aus möglichst vielen Meeren beschafft werden, was in Anbetracht der durch die alliierten Demontagen dezimierten deutschen Hochseeflotte nicht ganz einfach war. Immerhin gelang es zwischen 1923 und 1927, auf zwei privaten und zwei Forschungsschiffen Laborplätze zu organisieren, während weitere Proben direkt ins Berliner Institut geliefert wurden. Ab 1923 arbeitete ein mehrköpfiges Team teils vor Ort, teils im Berliner Labor mit «Volldampf» am Projekt. Haber selber soll ihm damals fast seine ganze Arbeitskraft gewidmet haben. Trotz der Vorarbeiten ergaben sich grosse praktische Schwierigkeiten. Ihnen wurde mit den verschiedensten chemischen Verfahren zu Leibe gerückt, die anschaulich beschrieben werden. Das Schlussresultat aber war ernüchternd: Ergaben doch die verlässlich gewonnenen Werte lediglich einen durchschnittlichen Gehalt von «0,004 mg Gold pro Tonne Seewasser – ein Tausendstel dessen, was man ursprünglich für wirtschaftlich noch lohnend erachtet» hatte! Dies bedeutete das Ende des mit grossem Enthusiasmus und Arbeitseinsatz gestarteten Vorhabens. Zurück blieben der verfahrenstechnische Erfahrungsschatz (darunter sechs Dissertationen) und ein – noch heute ziemlich gültiger – Mittelwert für den Goldgehalt der Meere ...

Beat Glaus, Zürich

Hars, Florian: **Ferdinand Braun (1850–1918). Ein wilhelminischer Physiker.** Berlin, Diepholz, Verlag für Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik GNT, 1999. 272 S. Ill., Portr. DM 57.70; Euro 29.50. ISBN 3-928186-6.

1918 verstarb Ferdinand Braun in New York, wohin er sich 1914 als Zeuge in einem Patent-Prozess der englischen Marconi-Gesellschaft gegen die deutsche Telefunken begeben hatte, dann aber infolge der englischen Seeblockade an der Rückreise gehindert wurde. 1850 als Sohn eines Gerichtsschreibers in Fulda geboren, hatte er nach seinem Studium in Marburg und Berlin die akademische Laufbahn eingeschlagen. Mit 33 Jahren war er ordentlicher Professor für Experimentalphysik geworden (zuerst in Karlsruhe, ab 1885 in Tübingen und ab 1895 in Strassburg). Die Liste seiner zahlreichen Veröffentlichungen zur Elektrizitätslehre (Leitfähigkeit, Kathodenstrahl-Röhre usw.) zeugt von seiner wissenschaftlichen Arbeit. Bekannt machten ihn vor allem seine Beiträge zur Drahtlosen Telegraphie, was ihm 1909 gemeinsam mit Guglielmo Marconi (1874–1937) den Nobel-Preis eintrug.

Obwohl Braun in der Ära Kaiser Wilhelms II. (1859–1941) zu den bedeutendsten deutschen Physikern zählte, war er sehr rasch in Vergessenheit geraten. Weshalb? – Florian Hars, Physiker und promovierter Wissenschaftshistoriker, legt die Gründe dar, indem er Brauns Biographie in ihren Verflechtungen mit Deutschlands Physik, Technik und Universität bzw. Technischer Hochschule erarbeitet. Er folgt dabei den vielen Stationen von Brauns Karriere und lässt trotz vorwiegend physikalischer

Themen ein reichhaltiges Gesamtbild entstehen. Als Beispiele zu nennen sind das Verhältnis von der theoretischen zur Experimentalphysik, die Besonderheiten der damaligen Universität Strassburg wie auch Brauns Ansichten über Wissenschaft, die er anlässlich von akademischen Feiern vortrug. Ebensovichtig sind Einblicke in die Entstehung von «Prof. Braun's Telegraphie G.m.b.H.», in die Interessen ihrer Gesellschafter und in jene von Siemens & Halske bzw. von AEG, was Braun in aufreibende Patentstreitigkeiten und in eine Kontroverse mit Ingenieur Adolf Slaby (1849–1913) verwickelt hat. Mit dieser Arbeit (angeregt von Andreas Kleinert) gibt Hars nicht nur Aufschluss über Wissenschaft am Übergang zur modernen Physik, sondern auch über Elektrotechnik als Entwicklung im Ingenieurwesen.

Bruno Meyer, Zug

Heim, Urs F. A.: **Leben für Andere. Die Krankenpflege der Diakonissen und Ordensschwwestern in der Schweiz.** Basel, Schwabe, 1998. 296 S. Ill. Fr. 48.–; DM 58.–. ISBN 3-7965-1062-0.

Im 19. Jh. entstanden zahlreiche ordensähnliche Frauenvereinigungen, die, anknüpfend an frühchristliche und mittelalterliche Traditionen, Sozialarbeit leisteten und die Pflege von Kranken übernahmen. Sie wurden rasch zur Wirkungsstätte für viele alleinstehende Frauen. Mit ihrem Eintritt erhielten sie Berufs- und Aufstiegsmöglichkeiten, gesellschaftliches Ansehen und die Aussicht auf eine Altersversorgung. Der Zulauf zu den geistlichen Pflegeorden erreichte anfangs des 20. Jh.s den Höhepunkt und ging danach rasch zurück. In der aufkommenden freiberuflichen weltlichen Krankenpflege wurde das Berufsbild neu definiert. Verloren ging die gottgeweihte, selbstlose, dem Nächsten rund um die Uhr dienende Pflege, die Ärzten, Spitaldirektoren und nicht zuletzt den Kranken viele Vorteile bot. Diese Vorteile hat der Chirurg Urs Heim persönlich erfahren und schätzen gelernt. Als Anerkennung der Verdienste der ihm bekannten Diakonissen und Ordensschwwestern verfasste er vorliegendes Buch.

So gesehen ist Kritik nicht angebracht. Soll jedoch die historische Seite des Werkes betrachtet werden, kann über gewisse Mängel nicht hinweggegangen werden. Vieles in diesem Buch ist nicht neu, einiges ist weithergeholt und ungenau wiedergegeben. Völlig überflüssig ist der Abschnitt über die ersten Lehrmittel für die Krankenpflege in dem lediglich Angaben aus verschiedenen Arbeiten zur Pflegegeschichte wiederholt werden. Dem eigentlichen Thema, den Pflegegemeinschaften und ihren Einrichtungen, wurde wenig Raum gegeben, es umfasst ein knappes Drittel des gesamten Inhalts. Gewissenhaft hat Heim die von ihm verwendete Literatur verschlüsselt und die übernommenen Stellen im Text damit gekennzeichnet. Das von ihm am meisten gebrauchte Werk ist *Die Entstehung der neuzeitlichen Krankenpflege*, das Anna Sticker 1960 verfasst hat; ihm wurde auch ein Teil der Abbildungen entnommen. Schade hat der Verlag nicht mehr Wert auf eine gute Reproduktion gelegt. Viele der doch recht bekannten Porträts sind ausgesprochen schlecht wiedergegeben.

Ingrid Müller-Landgraf, Bern

Hörz, Herbert: **Brückenschlag zwischen zwei Kulturen. Helmholtz in der Korrespondenz mit Geisteswissenschaftlern und Künstlern.** Marburg, Basiliken-Presse, 1997. 504 S. Ill. DM 148.–. ISBN 3-925347-44-5.

Die Basiliken-Presse Marburg hat mit dem Band *Brückenschlag zwischen zwei Kulturen* (1997) erneut bisher nicht veröffentlichte Briefe aus dem Nachlass von Hermann von Helmholtz (1821–1894) zugänglich gemacht. Nach einem Ausschnitt aus dem wissenschaftlichen Briefwechsel im Band *Physiologie und Kultur* hat Herbert Hörz als Herausgeber und Kommentator nun den Briefwechsel von Helmholtz' mit Geisteswissenschaftlern und Künstlern in den Mittelpunkt dieses Bandes gestellt. Und auch mit diesem Band ist es dem Verleger Armin Geus erneut gelungen, hohen Ansprüchen an die Buchproduktion gerecht zu werden.

Der 100. Todestag von Helmholtz 1994 bot international Anlass zu einer neuen Beurteilung des Lebenswerks von Helmholtz. Dabei beeindruckten nicht nur dessen wissenschaftliche Spitzenleistungen, sondern auch die Breite seiner wissenschaftlichen Aktivitäten. Angesichts der heutigen Diskussionen um Möglichkeiten und Formen disziplinenübergreifender Ansätze in den Wissenschaften interessiert deshalb auch, auf welche Weise herausragende Exponenten der Wissenschaftsgeschichte solche «Brückenschläge» bewerkstelligt haben. Diesen Aspekt hat Hörz mit der vorgenommenen Briefauswahl hervorzuheben versucht.

In einem ersten, umfangreichen Teil des Buches skizziert Hörz für den Leser den Kontext, in den der vorliegende Briefwechsel von Helmholtz' einzuordnen ist. Im zweiten als «Anhang» bezeichneten Teil des Buches finden sich die 135 ausgewählten Briefe aus dem Nachlass der Helmholtz-Tochter Ellen von Siemens, die in der Zeit zwischen 1841 und 1894 entstanden sind. Neben 113 Briefen, die an von Helmholtz gerichtet sind, finden sich auch 22 Briefe aus der Hand von von Helmholtz; davon sind jedoch allein 15 an Theodor Mommsen gerichtet.

Eine Vielzahl von universitäts- und berufungspolitischen Briefen aber auch teilweise private Notizen von verschiedenen Kollegen wie zum Beispiel dem Philosophiehistoriker Eduard Zeller dokumentieren nun allerdings weniger die Art und Weise, nach welcher Helmholtz wissenschaftliche «Brückenschläge» vollzogen hat, als vielmehr den Wissenschaftsbetrieb verschiedener deutscher Universitäten im 19. Jahrhundert.

Die von Hörz selbst zitierte Selbsteinschätzung von Helmholtz' aus den «Erinnerungen» (*Vorträge und Reden*, Bd. 1) (S. 227), lässt die Metapher des «Brückenschlags zwischen zwei Kulturen» für eine Einschätzung der wissenschaftlichen Leistungen von von Helmholtz denn auch etwas unglücklich erscheinen. Der Musikphilosoph Bernd Eichler, den Hörz für Helmholtz' Arbeiten zur physiologischen Akustik ausgiebig referiert, betont deshalb, dass von Helmholtz weniger Wasser überbrückt habe, als genau in diesem Wasser gearbeitet habe (S. 223).

Unbestritten ist Hermann von Helmholtz ein philosophisch interessierter, empirischer Naturwissenschaftler gewesen. Sein «Blick fürs Ganze» hat ihn auch Tore zu neuen wissenschaftlichen Problemen und Forschungsfeldern aufstossen lassen. Der Ansatz aber, diese Leistungen mit einer Konzeption der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts («Interdisziplinarität») verstehen zu wollen, wird den Leistungen von von Helmholtz wissenschaftshistorisch nur unzureichend gerecht. Was die wissenschaftlichen Leistungen von von Helmholtz zu Recht als ausserordentliche auszeichnet, umschreibt Jürgen Mittelstrass in verschiedenen seiner

Texte damit, dass gute Forschung stets schon die Grenzen bestehender Disziplinen übergreife.

Philipp W. Balsiger, Erlangen

Jones, Peter Murray: **Medieval medicine in illuminated manuscripts.** London, The British Library, 1998 (first publ. 1984). 111 p. Ill. £ 20.–. ISBN 0-7123-0657-9.

Der mit schönen, in der deutschsprachigen Medizingeschichte allerdings meist schon bekannten Abbildungen geschmückte Band, der nun als überarbeitete Fassung der Erstauflage von 1984 vorliegt, eignet sich vorzüglich (auch für Laien) als knappe Einführung in die Medizin des Mittelalters, zumal die Mitarbeiter des Autors bewährte Fachleute des Wellcome-Instituts sind. Als Einführung in die medizinische Fachillustration dieser Epoche reicht er allerdings über Band 1 von Robert Herringers ebenso dichter wie nüchtern geschriebener *Geschichte der medizinischen Abbildung* (der zudem die Zeit bis 1600 umfasst) nicht hinaus. Für professionelle Medizinhistoriker liegt der eigentliche Wert in der vorzüglichen Qualität der Abbildungen, deren Palette kunsthistorisch weniger wertvolle Illustrationen wie hochrangige, berühmte mittelalterliche Miniaturen umfasst. Gerade aus der nicht fachmedizinisch orientierten Malerei lassen sich bekanntlich – man denke nur an Fest- und Monatsbilder, Wunderheilungen, Passionsszenen, Heiligenikonographien im weiteren Sinn sowie illustrierte weltliche Chroniken – exzellente Einblicke in den medizinischen Alltag, in die Praxis der Diätetik und den Umgang mit Geburt, Krankheit und Tod gewinnen. Ein Werk wie das vorliegende lädt ein, diese Schätze zu nutzen. Es sind leider auch, ja primär, Kostengründe, die medizinhistorische Bände dieser Art immer wieder auf einen bestimmten Kanon von Illustrationsbeispielen zurückwerfen. Dies ist um so bedauerlicher, als heute nur noch ein kümmerlicher Rest originaler mittelalterlicher Fachillustrationen erhalten ist. Trotzdem, die schönen Bilder und der flüssig geschriebene Text lohnen die Anschaffung.

Klaus Bergdolt, Köln

Keim, Ingeborg M.: **Die institutionelle Entwicklung der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Hessen ab 1900.** Frankfurt am Main, Mabuse, 1999. 178 S. (Mabuse-Verlag Wissenschaft, 42; zugl. Diss. Univ. Frankfurt/Main). DM 36.–. ISBN 3-933050-17-0.

Die Autorin legt in ihrer Dissertation eine gründliche historische Bestandsaufnahme der kinder- und jugendpsychiatrischen Institutionen vor. Dabei konzentriert sie sich auf das Land Hessen. Bestandsaufnahme will heißen eine Auflistung der ersten kinderpsychiatrischen Institutionen und ihre gesundheitspolitische Begründung. Dass es bezüglich der Aufnahmekriterien vorwiegend um das ging, was damals dem Zeitgeist entsprechend «Verwahrlosung, moral insanity» usw. hiess, wird deutlich an den Texten von Sioli, dem ersten Gründer einer kinderpsychiatrischen Abteilung. Über die entsetzlichen Mordaktionen im Dritten Reich, denen auch viele Kinder zum Opfer fielen, führt Frau Keim den Leser bis in die Gegenwart. Man registriert positiv das sehr gewissenhafte Quellenstudium. Insbesondere die verwaltungstechnischen Details sowie zahlreiche Verordnungen werden in extenso wiedergegeben.

Wenn deshalb die Lektüre etwas trocken bleibt und die Aufzählung der Heime und Abteilungen nicht unbedingt interessant ist, ist dies nicht der Autorin anzulasten. Sie hat sich ja nicht die Entwicklung der Theoriebildung zum Ziel genommen. Auch eine brave Aufzählung kann dem Psychriehistoriker dienlich sein. Nicht unerwähnt lässt sie die Entwicklung der Facharztbezeichnung, die ab 1969 eingeführt wurde. Die Schweizer Kinderpsychiatrie wird erfreut feststellen, dass der Pionierleistung eines Moritz Tramer (Solothurn) Rechnung getragen wird.

Christian Müller, Bern

Kirk, Beate: **Der Contergan-Fall: eine unvermeidliche Arzneimittelkatastrophe? Zur Geschichte des Arzneistoffs Thalidomid.** Stuttgart, Wissenschaftliche Verlagsges., 1999. 299 S. Ill. (Greifswalder Schriften zur Geschichte der Pharmazie und der Sozialpharmazie, 1; zugl. überarb. Fass. Diss. Abt. für Geschichte d. Pharmazie und der Nat.wiss. der TU Braunschweig und Abt. für Geschichte der Pharmazie/Sozialpharmazie der Ernst-Moritz-Arndt-Univ. Greifswald, 1998). DM/SFr. 86.–. ISBN 3-8047-1681-4.

Dass das Fach Pharmaziegeschichte auch für unsere Zeiten glänzende Beiträge liefern kann, beweist diese Dissertation über den «Contergan-Fall», also über die Nebenwirkungen, insbesondere die teratologischen Effekte, des von der Firma Grünenthal in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts eingeführten «Heil»-Mittels Thalidomid.

Nach einer Übersicht des rechtlichen Rahmens des Arzneimittelwesens in der BRD behandelt die Autorin die verschiedenen Elemente von dem, was sie «Contergan-Katastrophe» nennt. Also die Markteinführung des Thalidomids in Deutschland und einigen anderen Ländern, die ersten Entdeckungen seiner Nebenwirkungen, insbesondere die Polyneuritiden, die allmähliche Feststellung seiner teratogenen Wirkung, die darauffolgende Rezeptpflichtunterstellung, die Rücknahme der Thalidomidpräparate und schliesslich das gerichtliche Verfahren, das mit einem Einstellungsbeschluss endete. Weitere Kapitel über die Entwicklung der teratologischen Forschungen, über fachliche und politische Reaktionen auf diesen Vorfall, sowie über die Lage in den Vereinigten Staaten, wo Thalidomid nicht zugelassen wurde, ergänzen das Buch.

Neben einer weiten bibliographischen Palette benutzt die Autorin die Aktenbefunde des Bundesarchivs in Koblenz und das nordrhein-westfälische Hauptarchiv, das erst letzthin öffentlich zugänglich wurde. Dessen Verwertung erlaubt es ihr, das ganze Strafverfahren gegen die Firma Grünenthal im Detail zu analysieren. Ferner macht Frau Kirk klugen Gebrauch der Artikel, welche in der Fachpresse wie in den allgemeinen Zeitungen zum Thema veröffentlicht wurden. Nicht unerwähnt darf die Methodologie der «oral history» bleiben, die Gespräche, welche die Autorin mit verschiedenen damals beteiligten Personen geführt hat.

Es ist nicht zu verleugnen, dass der «Contergan-Fall», als in den sechziger Jahren das Medikamentenwesen einen enormen Aufschwung hatte, der kaum von gesetzlichen oder ideologischen Elementen gebremst wurde, einen wesentlichen Einfluss auf die weitere Entwicklung der gesamten Pharmazie hatte. Dass damals die strengen Regeln der amerikanischen FDA und nicht zuletzt das berufliche Gewissen der für dieses Mittel zuständigen Beamten, Frances Kahtleen Oldham Kelsey, die

Katastrophe in den USA vermieden hat, ist eine Tatsache, die Beate Kirk gut analysiert. Dies bringt uns zur aktuellen Brisanz des behandelten Themas, die ebenfalls – besonders? – für die Schweiz gilt: Der «Contergan-Fall» zeigt deutlich genug, dass das Medikament nicht irgendeine Ware ist, dass seine Herstellung, seine Zulassung und letztlich auch seine Abgabe nicht einem willkürlichen liberalen Spiel überlassen werden dürfen, sondern einem strengen reglementarischen Rahmen unterworfen sein müssen.

Mit dieser Dissertation von Beate Kirk wird die von Prof. Christoph Friedrich herausgegebene Reihe der «Greifswalder Schriften zur Geschichte der Pharmazie und Sozialpharmazie» inauguriert. Es ist zu hoffen, dass dieses Werk nur das erste Glied in einer Kette von solch schönen Arbeiten darstellen wird!

François Ledermann, Bern

Knowledge and power: perspectives in history of psychiatry. Selected papers from the Third Triennial Conference of the European Association for the History of Psychiatry (EAHP), 11–14 September 1996, Munich, Germany. Ed. by Eric J. Engstrom, Matthias M. Weber, Paul Hoff. – Berlin, VWB Verl. für Wissenschaft und Bildung, 1999. 234 p. Ill. DM 68.–. ISBN 3-86135-770-4.

Es handelt sich um eine Auswahl von Vorträgen, die 1996 am Kongress der Europäischen Gesellschaft für Geschichte der Psychiatrie in München gehalten wurden. Da das Buch nach Leitthemen geordnet ist (z.B. Institutionen, Therapien, Psychiatrie im Nationalsozialismus usw.), gaben die Herausgeber dem ganzen Band noch einen «schneidigen» Obertitel.

Es handelt sich durchwegs um hochqualifizierte Autoren. Jeder hat, seinen eigenen Stil pflegend, einen interessanten Beitrag geliefert. Aus Platzgründen kann der Referent nur einige herausheben. D. Weiners Beitrag zu Pinel besticht wie immer durch die hervorragende Quellenbearbeitung. Die Verfasserin bestätigt damit ihren Ruf, eine der besten Pinel-Kennerinnen zu sein. Zur Diagnose von Schumanns Leiden schreibt Steinberg und fasst meisterhaft alles bisher Bekannte zusammen. Es scheint nun doch ein Ende der Diskussion um Schumanns Krankheit in Sicht zu sein, indem die progressive Paralyse immer wahrscheinlicher wird. Gasser und Heller haben in sehr gründlicher Weise die Krankengeschichten der beiden Universitätskliniken der französischen Schweiz (Bel Air, Genf und Cery, Lausanne) bearbeitet und sind zu interessanten Feststellungen gekommen. Unter den Arbeiten zur Geschichte der Nazi-Psychiatrie sticht der Beitrag von K. Dörner heraus, der in magistraler Weise die Hintergründe der «Endlösung» beleuchtet und eine logische Kontinuität von der Ausgrenzung in der Institution zur Massentötung feststellt.

Enttäuschend ist der Beitrag von E. Shorter über Franz Nissl. Zwar steuert er unpubliziertes biographisches Material eines amerikanischen Schülers von Nissl bei, schreibt aber in einer unangebracht locker sein wollenden Art. Wenn er berichtet, dass man über das Leben von Nissl ebensowenig wisse wie über das von A. Forel oder E. Kraepelin, so täuscht sich der Verfasser. Es gibt viele biographische Beiträge zum Leben der zwei letztgenannten Forscher. Ebenso täuscht sich E. Shorter, wenn er schreibt, Nissl habe die Lumbalpunktion aus Frankreich übernommen. Der Vater der Lumbalpunktion war bekanntlich Quincke. Solche Ungenauigkeiten finden sich

übrigens auch in Shorters Buch zur Geschichte der Psychiatrie (siehe die Besprechung von P. Eling in *Gesnerus* 56, 1999, 155f.). Er wirft dort der Schweizer Psychiatrie Antisemitismus vor. Im besonderen exemplifiziert er mit Max Müller, einem Pionier der Schweizer Psychiatrie zwischen 1930 und 1960, den er als Antisemiten bezeichnet, obschon Müller nachgewiesenermassen vielen jüdischen Kollegen aus Deutschland geholfen und sie in seiner Klinik und seinem Heim aufgenommen hat.

Es sei indessen betont, dass abgesehen von Shorters Beitrag der ganze Band eine hervorragende Informationsquelle ist und dem psychiatriegeschichtlich interessierten Leser einen wertvollen Überblick über die aktuellen Forschungsthemen vermittelt.

Christian Müller, Bern

Lauterbach, Irene R.: **Christian Wilhelm Hermann Trommsdorff (1811–1884). Zu Leben und Werk eines pharmazeutischen Unternehmers.** Stuttgart, Wissenschaftliche Verlagsges., 2000. VIII, 454 S. Ill. (Greifswalder Schriften zur Geschichte der Pharmazie und Sozialpharmazie, 2). Zugl. Diss. Univ. Greifswald. DM 98.–. ISBN 3-8047-1732-2.

Indem sie sich vorwiegend auf die Analyse des Briefwechsels stützt, stellt Irene Lauterbach in ihrem Buch, Frucht einer in Greifswald bearbeiteten Dissertation, eine umfassende Beschreibung des Lebens und des beruflichen Wirkens des Apothekers Hermann Trommsdorff vor. Insbesondere behandelt die Autorin die Ausbildung von Trommsdorff, seine Tätigkeit als Offizinapotheker und als Leiter einer pharmazeutischen Fabrik sowie seine familiären, wissenschaftlichen und freundschaftlichen Verhältnisse.

Mit einer biographischen Arbeit greift Frau Lauterbach einen gewiss nicht vernachlässigten Bereich der Pharmaziegeschichte auf; ein Gebiet, in welchem sie sich wie schon im einleitenden Kapitel zu behaupten weiss und grundlegende Kenntnisse der historiographischen Entwicklung vorweist. Ebenfalls ist die Arbeit gut in den allgemeinen Rahmen der Geschichte der Pharmazie gestellt: Die kluge Benutzung der pharmaziehistorischen Literatur zeigt dies hinreichend. Diese Quellen, sowie die umfangreiche Benutzung des Archivmaterials, insbesondere des Briefwechsels von Trommsdorff, zeugen von einer beherrschten Methodik.

Ferner behandelt das Werk von Irene Lauterbach wesentliche Gegenstände der Wissenschaftsgeschichte, so zum Beispiel die Grundfragen der Alternative zwischen Botanik und Chemie bei den Apothekern des 19. Jahrhunderts. Die Bedeutung und die Entwicklung dieses letzten Faches für die weitere Entwicklung der Pharmazie schildert die Autorin mit reichen Fachkenntnissen über die damalige chemische Wissenschaft, und sie bringt Licht in das Wirken Trommsdorffs als Hersteller von Medikamenten mit den dazugehörigen Erläuterungen der pharmazeutisch-chemischen und galenischen Probleme.

Das Buch ermöglicht einen Einblick in das Sozialwesen und die gesellschaftlichen Verhältnisse der bürgerlichen Schichten Deutschlands im 19. Jahrhundert, einschliesslich in das damals so bedeutende Vereinswesen. Die Beschreibung der Sitten und der alltäglichen Praxis des deutschen Apothekenwesens des 19. Jahrhunderts ergänzt die bisher erschienenen pharmaziehistorischen Arbeiten auf diesem Gebiet.

Zudem zeugen die Kurzbiographien in den Fussnoten von einem erweiterten Suchen nach Quellen und Literaturangaben.

Die Arbeit ist sorgfältig verfasst, in lebhaftem Stil, der es erlaubt, Situationen oder Persönlichkeiten mit einigen prägnanten Sätzen zu beschreiben. Der breite, aber ausgewogene Gebrauch der Zitate macht die Arbeit zu einer angenehmen und spannenden Lektüre.

So kann die Dissertation von Frau Lauterbach als Modell einer wissenschaftlichen Biographie bezeichnet werden; einerseits weil sie sämtliche Facetten der Persönlichkeit von Trommsdorff zu beleuchten weiss, andererseits, weil sie die Person Trommsdorffs in den allgemeinen Rahmen der wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit stellt.

François Ledermann, Bern

Lengwiler, Martin: **Zwischen Klinik und Kaserne. Die Geschichte der Militärpsychiatrie in Deutschland und der Schweiz 1870–1914.** Zürich, Chronos, 2000. 432 S. Ill. (Zugl. Diss. Phil. I. Univ. Zürich). DM 70.–; SFr. 58.–. ISBN 3-905313-44-8.

Dieses umfangreiche Werk arbeitet ein bisher wenig berücksichtigtes Spezialgebiet der Psychriegeschichte durch. Es bringt dem aufmerksamen Leser eine Fülle von interessanten Informationen. Das primär unergiebig scheinende Thema erweist sich als solider Ausgangspunkt, um zahlreichen medizinhistorischen Phänomenen nachzugehen. So streut der Verfasser in den übersichtlich gegliederten Kapiteln Exkurse ein, z.B. über den Paradigmawechsel in der Psychiatrie um 1900, über Wissenschaftlichkeit an sich, über körperliche Tüchtigkeit und ihre Messung, die Psychologie des Soldaten, die Stellung der Psychiatrie im Ausbildungsprogramm der Medizin, die Frage nach der Prüfbarkeit der Intelligenz, die Rekrutierungskriterien in der Armee und vieles andere mehr. All das schöpft der Verfasser aus der reichhaltig vorhandenen zeitgenössischen Literatur, vor allem der militärmedizinischen. Dass er sich so gründlich in die Materie eingearbeitet hat, ist ihm als Nichtmediziner anzurechnen. Seine mangelnde praktische Erfahrung schimmert höchstens durch, wenn er erstaunt feststellt, dass «die militärpsychiatrischen Diagnosen auf einer einfachen pragmatischen Alltagsbegrifflichkeit beruhen und der psychiatrischen Praxis angepasst sind». Er ignoriert also, dass dies zum Wesen jeder psychiatrischen Diagnostik, nicht nur der militärpsychiatrischen, gehört. Wenn er in dem zusammenfassenden Schlusskapitel feststellt, dass die Psychiatrie das hohe Sozialprestige des Militärs um 1900 dazu benutzt habe, um eigene Legitimationsschwierigkeiten zu überwinden, so fehlen dem Leser, der ihm bis dort gefolgt ist, die eindeutigen Beweise dafür. Kritisch muss auch der Umgang mit den Quellen unter die Lupe genommen werden. Während – wie bereits erwähnt – die gesamte Literatur hervorragend und klug benützt wird, steht es mit den Berichten über konkrete Falldarstellungen weniger gut. Die im Anhang befindlichen Tabellen sind unklar. Offensichtlich handelt es sich bei diesen statistisch erfassten Patienten um Angaben aus der publizierten Literatur, was natürlich vom epidemiologischen Standpunkt aus die Aussagekraft schmälert. Mit Recht hat der Verfasser sich auf die grossen Krankheitseinheiten Hysterie und Schwachsinn beschränkt, aber die kleinen Zahlen und die unklare Herkunft sind zu bedauern.

Trotzdem handelt es sich um ein anregendes, reichhaltiges und interessantes Buch, und der Rezensent stimmt dem Verfasser zu, der vorschlägt, dass nun auch die

Geschichte der psychiatrischen Forensik und der Klassifikationen ernsthaft und umfassend bearbeitet werden sollte.

Christian Müller, Bern

Lydon, Paul: **A catalogue of records retained by hospices and related organisations in the UK and the Republic of Ireland.** Sheffield, European Association for the History of Medicine and Health Publications, 1998. XVI, 124 p. (Research Guide Series, 3). £18.95 (EAHMH members: £10.95). ISBN 0-9527045-8-7.

The history of hospices in the nineteenth and twentieth centuries is a growing field of interest among medical historians. This volume reflects this change and represents the latest fruits of labour of the History of Hospice Project, established at the University of Sheffield, England in 1995. One of the aims of this project is “to catalogue and safeguard archival records relevant to hospice and related developments in Britain and Ireland”. In producing this “landmark document”, the first of its kind to list and describe the range of source materials available to hospice historians, archivist Paul Lydon has surely provided an important starting-point for the realisation of such an undertaking. Broad ranging in its scope, the catalogue offers details of hospices currently operating within Britain and Ireland, whilst also touching briefly upon other related organisations (3 entries are listed) and also on “defunct hospices” which have since closed, but whose archives still survive (6 entries). Easily accessible, entries are ordered alphabetically by county within a country, the majority of the instances coming from English examples – the latter is afforded sixty-eight of the eighty-four entries that make up the main section of the catalogue. In each section, contact details are offered, as well as brief details concerning the historical background of the institution and the archival resources of the archives, the latter being most frequently divided into administrative, clinical and oral history records. Lydon freely admits that the catalogue is “not conclusive and should therefore be used as a guide/pointer rather than a definitive statement”. Drawbacks of the guide of which a potential researcher needs to be aware (including for example the non-inclusion of certain institutions – most notably Sue Ryder-Homes) are amply elucidated in the Introduction. Of perhaps greatest importance is the possible scope of the catalogue to mislead the researcher as to the merits of investigating individual institutions. The different methodological approaches utilised by the various organisations which supplied information for this publication mean that the size/detail of an entry may not necessarily correspond to the actual research potential of an archive. Nevertheless, this work makes important inroads in raising awareness of hospice history. Appendix 2, “Advice on Archiving and Record Keeping” ensures that this volume is also of service to those institutions interested in establishing a record management programme for the benefit of future generations. Serving as a companion to the “Directory of Palliative Care”, Lydon’s catalogue will no doubt find its place as both a valuable research tool and as one of the first reference points for everyone with an interest in hospice archives.

Louise Gray, London

Meffert, Ekkehard: **Carl Gustav Carus. Arzt, Künstler, Goetheanist.** Eine biographische Skizze. Basel, Perseus Verlag, 1999. 144 S., Ill. SFr. 35.–; DM 36.–. ISBN 3-907564-32-4.

Bereits 1986 hat der Autor im Rahmen der Neuedition der *Zwölf Briefe über das Erdbeben* (1841) einen Begleitband mit einer biographischen Einführung in das Leben und Werk von C. G. Carus (1789–1869) vorgelegt, die nun in beträchtlich erweiterter, überarbeiteter Form und in schönster Ausstattung als farbig bebilderte Monographie erscheint. Zu Recht wird das Desiderat einer Carus-Biographie aufgezeigt, wobei Meffert zugleich betont, nur eine biographische Skizze geben zu können. In atmosphärisch dichter Schilderung zeichnet der Autor mit einem ausserordentlich feinsinnigen Blick auf die Nuancen und Lebenszusammenhänge der Biographie von Carus, z.T. in grosszügigerem Umgang mit den Details (insbesondere den Parallelisierungen mit der Biographie Goethes) ein eindringliches Gesamtbild der künstlerisch-wissenschaftlichen Existenz dieses «strengsten und behutsamsten» Romantikers (Ricarda Huch). Ausgewählte Lebensbegegnungen werden dargestellt (Goethe, Caspar David Friedrich, Ida von Lüttichau, König Johann und, mit zu wenig Gewicht auf späten Differenzen, auch Alexander von Humboldt), die ausgedehnten Reiseerlebnisse gewürdigt und der naturphilosophische und anthropologische Hintergrund des Menschen- und Naturbildes von Carus erläutert. Unter Verweis auf die entgegengesetzte Zielrichtung der unzweifelhaft «marxistisch angehauchten» (S. 10) Darstellung von Wolfgang Genschorek (Leipzig 1978), die meines Erachtens zu Recht bemängelt, aber auch zu wenig gewürdigt wird, betont Meffert die spirituelle Intention seiner Biographie, die Carus mit gewissem Recht als frühen «Goetheanisten» vorstellt. Dieser Begriff erhält vor allem innerhalb der Anthroposophie Rudolf Steiners eine bestimmte Bedeutung. Im Vergleich zu seinem biographischen Kapitel von 1986 folgt Meffert in der überarbeiteten Fassung seiner Carus-Biographie nun noch deutlicher einer anthroposophisch fundierten Terminologie und Interpretation der Lebensereignisse von Carus. Diese gipfeln in einem ausführlichen Kapitel zu übersinnlichen Naturerlebnissen bei Carus (S. 95–99), in dem der Autor darüber hinaus sehr weitreichende Vermutungen bezüglich etwaiger früherer Inkarnationen von Carus eröffnet. Das scheint legitim bei einer Veröffentlichung in einem anthroposophischen Verlag, kann jedoch im Hinblick auf eine allgemeinere Verständlichkeit und Akzeptanz dieser biographischen Arbeit zu Carus auch bedauert werden. Dennoch stellt diese Skizze die bislang beste Biographie des Dresdner Arztes, Naturforschers, Landschaftsmalers, Psychologen und Philosophen dar.

Stefan Grosche, Dresden

Mocek, Reinhard: **Die werdende Form. Eine Geschichte der Kausalen Morphologie.** Marburg an der Lahn, Basiliken-Presse, 1998. 579 S. Ill. (Acta Biohistorica, 3). DM 165.–. ISBN 3-925347-47-X.

Eine umfangreiche, systemtheoretisch fundierte Untersuchung hat Reinhard Mocek der Geschichte der Kausalen Morphologie, der *Entwicklungsmechanik der Organismen* (Wilhelm Roux, 1895) gewidmet. Die Einleitung der Untersuchung verstört den Leser mit überbordenden Literaturverweisen, die besser in einem Fussnotenapparat dargeboten worden wären. Beginnend mit philosophisch geprägten Vorläu-

fern der Entwicklungsmechanik (Wolff, Kant, Schelling), wendet sich darauf der Gedankengang nach einer Skizzierung der Geschichte der vergleichenden Anatomie und der Embryologie schliesslich den «Klassikern» der Kausalen Morphologie (His, Roux, Driesch) zu. Dieser Teil des Buches umfasst insgesamt 230 Seiten der etwa 400 Seiten langen Untersuchung. In diesem Hauptteil der Arbeit werden Biographie und Werk der Forscher jeweils ausführlich behandelt. Abschliessend erörtert Mocek den wissenschaftshistorischen Weg der Nachfahren der klassischen Entwicklungsmechanik (Hertwig, Loeb, Boveri, Morgan, Weiss, Spemann u.a.). Der Band schliesst mit einem Ausblick auf heutige molekularbiologische Forschungsperspektiven. Mocek legt mit diesem Standardwerk eine umfassende, philosophisch fundierte Analyse der Etappen und vielfältigen Diskussionsstränge der Kausalen Morphologie vor, die auch einige methodische Probleme der aktuellen molekularbiologischen Forschung in ein historisch neues Licht zu rücken vermag.

Stefan Grosche, Dresden

Navarro Brotóns, Victor; Galdeano, Enrique Rodriguez: **Matemáticas, cosmología y humanismo en la España del siglo XVI. Los Comentarios al segundo libro de la Historia Natural de Plinio de Jerónimo Muñoz.** Valencia, Universitat de València, Instituto de Estudios documentales e históricos sobre la ciencia, 1998. 664 p. (Cuadernos Valencianos de Historia de la Medicina y de la Ciencia, 54, Serie A – Monografías). ISBN 84-370-3477-9.

Die Lebensgeschichte des Valencianer Mathematikers und Astronomen Jerónimo Muñoz verdeutlicht die naturkundlichen Bestrebungen im Spanien des 16. Jahrhunderts. Einer Biographie des Gelehrten folgt eine ausführliche Beschreibung seines Gesamtwerks (zur Arithmetik, Geometrie, Trigonometrie, Optik, Astronomie, Instrumentenkunde, Astrologie und Geographie). Es schliesst sich ein umfangreiches Verzeichnis der Sekundärliteratur an. Allein 400 Seiten des Bandes nehmen aber die Edition von Muñoz' Kommentar zum zweiten Buch der *Historia Naturalis* des Plinius ein. Dem lateinischen Original wird dabei auf der Gegenseite die spanische Übersetzung gegenübergestellt. Von Interesse ist diesem Zusammenhang, dass Muñoz in seine kosmologischen Betrachtungen neuplatonistische Gedankengänge einfließen lässt.

Urs Leo Gantenbein, Winterthur

Osten, Sigrid von: **Das Alchemistenlaboratorium von Oberstockstall.** Ein Fundkomplex des 16. Jahrhunderts aus Niederösterreich. Mit Beiträgen von Otto Cichocki, Gertrude Hauser, Wolfgang Heinrich ... [et al.]. Innsbruck, Wagner, 1998. 351 S. Ill. (Monographien zur Frühgeschichte und Mittelalterarchäologie, 6). DM 112.-; öS 780.-. ISBN 3-7030-0317-0.

Es darf als ein besonderer Glücksfall der Alchemieforschung bezeichnet werden, als der Besitzer des Schlosses Oberstockstall in Niederösterreich 1980 bei Bauarbeiten auf eine bislang zugeschüttete Grube stiess, in der zahlreiche Gegenstände eines ehemaligen alchemischen Laboratoriums aus dem 16. Jahrhundert deponiert waren. Bei nun in den Jahren 1980, 1993 und 1994 erfolgten Ausgrabungen konnten zahl-

reiche, zum Teil gut erhaltene Fragmente von Tiegeln, Retorten, Destillationshelmen, Trichtern, Muffeln, Töpfen usw. gehoben werden, die ein vielfältiges Bild einer Laborausstattung ergeben, wie es sonst nur aus Abbildungen der zeitgenössischen Literatur bekannt war. Für einzelne Gefässe gelang aus den Bruchstücken eine fast vollständige Rekonstruktion. Die Autorin gibt zunächst eine Übersicht über die rekonstruierten Objekte und setzt sie in Beziehung zur alchemischen Literatur. Sie beleuchtet dann kurz den historischen Hintergrund der Alchemie und die Schlossgeschichte im besonderen. Den grössten Teil des Bandes nehmen Tafeln ein mit Strichzeichnungen und ausführlichen archäologischen Beschreibungen der Fragmente. Das Werk schliesst mit Einzeluntersuchungen der Co-Autoren (Tierreste, Dendrochronologie, Anthropologie eines gleichzeitig gefundenen frühmetallzeitlichen Skeletts, chemische Analyse der Aschkupellen). Die Funde und mit ihnen die vorliegende Publikation sind wegen ihres Dokumentationswerts für die Forschung von Bedeutung.

Urs Leo Gantenbein, Winterthur

Pastore, Alessandro: **Il medico in tribunale. La perizia medica nella procedura penale d'antico regime (secoli XVI–XVIII)**. Bellinzona, Casagrande, 1998. 252 p. Ill. SFr. 42.–. ISBN 88-7713-268-x.

Alessandro Pastore s'était fait connaître depuis plusieurs années dans le milieu par une série de travaux consacrés à l'histoire de la médecine à l'époque moderne. Son *Medico in tribunale*, ouvrage remarquable à plusieurs points de vue, constitue un développement de ses recherches précédentes, portant toutes sur un aspect particulier des rapports entre médecine et société: histoire de la corporation médicale, des hôpitaux, de l'impact social des épidémies, ou encore des rapports entre médecine et torture à l'époque moderne. Il prolonge également, avec une perspective et des méthodes différentes, le livre déjà classique et toujours très précieux sur l'histoire de la médecine légale d'E. Fischer-Homberger, *Medizin vor Gericht*. L'ambition méthodologique, parfaitement accomplie à notre sens, consiste ici à confronter des sources de provenance très diverse et souvent présentées comme opposées – traités de droit et de jurisprudence, manuels pratiques et traités théoriques de médecine légale, collections de cas médico-légaux (dont les très fameuses *Quaestiones medicolegales* de Paolo Zacchia), et, simultanément, les données obtenues sur la base d'une recherche minutieuse dans les archives judiciaires d'ancien régime de diverses régions du centre et du nord de l'Italie actuelle (Bologne, Venise, Vérone, Lucques, les bailliages italiens de la Suisse). Toute la difficulté est de ne pas lire l'une de ces sources dans l'ombre de l'autre, de réduire par exemple les procédures judiciaires des archives «d'en bas» à une simple illustration des théories exposées «en haut» dans les livres savants. Pastore évite avec superbe ce travers, en complexifiant la perspective, et privilégiant notamment le point de vue de la professionnalisation. En effet, une telle perspective – que John Burnham a récemment décrite comme ayant révolutionné l'historiographie de la médecine –, en mettant en évidence les existences et le rôle des différents acteurs, impose de ne pas opposer d'emblée terme à terme pratique et théorie, mais d'examiner la relation dialectique qui les réunit. Comment un groupe professionnel, les médecins, en vient à exercer une expertise, sinon un monopole, lequel, dans ce champ du savoir a priori ouvert comme l'est par excellence

celui de la médecine légale, n'est jamais absolu? Quels sont ses rapports avec les autres groupes «concurrents» (et souvent, d'ailleurs, coopérants), tels les chirurgiens-barbiers, les sages-femmes, ou encore, dans le domaine judiciaire, les divers officiers judiciaires. Comment la «science» trouve-t-elle son application dans le concret des situations (les signes de la mort, les empoisonnements, l'autopsie cadavérique)? Comment aussi les stratégies concrètes modifient-elles le discours théorique? Comment tel discours de la norme (de la scientifique, mais aussi de pratique) et comment tel statut de la preuve médico-légale s'imposent-ils? Pastore souligne la complexité des situations et du développement, au cours de trois siècles, résultat d'un double rapport de coopération et de compétition entre les différents acteurs. L'un des intérêts est enfin que ce livre ne s'arrête pas là: le passé revient dans le présent, comme l'auteur le souligne à plusieurs reprises. Le rapport hiérarchique apparemment bien défini entre juge et médecin est aujourd'hui sapé par l'exigence moderne de ce qu'il appelle la «compénétration des savoirs et la circularité des informations», sur la partialité des compétences et des points de vue, sur la nécessité d'une construction interactive des savoirs. Insistant sur les «oscillations chronologiques» plutôt que sur le cheminement linéaire, entre la dimension du passé et la réalité du présent, Pastore sait ainsi convaincre également de l'«utilité» de la réflexion historique pour la réflexion actuelle.

Vincent Barras, Lausanne

Pelling, Margaret (ed.): **The common lot. Sickness, medical occupations and the urban poor in early modern England.** London/New York, Longman, 1998. XIV, 270 p. \$ 26.25 (paperback); \$ 73.50 (hardback). ISBN 0-582-23182-5 (paper); 0-582-23183-3 (hardback).

Die vorliegende Aufsatzsammlung von Margaret Pelling – ein bekannter Name in der (englischen) Medizingeschichte der frühen Neuzeit – vereinigt sieben ihrer in den Jahren 1981 bis 1991 bereits erschienenen Artikel und fügt drei neue hinzu. Die Aufsätze umkreisen drei Themenkreise: das städtische Umfeld: Krankheit und Armenfürsorge; Lebensalter und Gender; medizinische Berufe. Die Beiträge stecken ein breites Themenspektrum ab: Medizin und Umwelt im England Shakespeares; das Essen und dessen Status; Armut und Krankheit; Medizinische Policy; Kindesgesundheit; Alter und Armut; ältere Frauen in Städten des 16. Jahrhunderts; Barbieri und Chirurgen. Es fällt schwer, gemeinsame inhaltliche Punkte der Arbeiten hervorzuheben, vielmehr ist der gemeinsame Nenner im methodischen Zugang der Autorin zu sehen. Pointiert vertritt sie in der Einleitung ihren Standpunkt in der aktuellen medizin- und wissenschaftsgeschichtlichen Landschaft und betont, dass nicht jegliche Art von Realität verneint werden könne, nicht jede Krankheit einzig als soziales Konstrukt gesehen werden dürfe, sondern auch das Potential biologischer Konstanzen ausgelotet werden müsse. Mit diesem an der Empirie orientierten methodischen Zugang, der sie auf der Suche nach (medizinischen) frühneuzeitlichen Realitäten in die Archive führte, kam sie zu der auch im Titel angesprochenen Einsicht, dass Krankheit und Behinderung die frühneuzeitlichen Menschen – vor allem in den Städten – jeden Tag begleiteten und dass die Bedrohung des eigenen gesunden Lebens von allen Gruppen der Gesellschaft ständig wahrgenommen wurde. Pelling selbst befasst sich in ihren Studien vor allem mit den Unter- und Mittelschichten. Doch betont

sie, dass, auch wenn der Gesundheitsmarkt oft hierarchisch organisiert war, die Angst vor Tod und Krankheit ein Gemeinsames der menschlichen Zerbrechlichkeit war. Das ungemein breit gestreute Quellenmaterial erlaubt es der Autorin, immer wieder tradierte Erklärungsmuster ausdifferenzieren oder zu überwerfen. So lässt sie auch die Grenzen zwischen privater und öffentlicher Sphäre zerfliessen und zeigt ausserverwandtschaftliche Netzwerke der medizinischen Versorgung auf. Ebenso betont sie, dass Raum für individuelles Manövrieren, Flexibilität und soziale Kreativität auch den frühneuzeitlichen Menschen gegeben waren.

Die Aufsatzsammlung zeichnet Pellings wissenschaftlichen Werdegang nach und gewährt einen Einblick in Forschungsbereiche der Sozialgeschichte der Medizin der achtziger und neunziger Jahre. 'A common lot' zeigt nicht nur ein weites Spektrum frühneuzeitlicher Medizingeschichte auf, sondern eröffnet auch eine Forschungsagenda für die Zukunft.

Aline Steinbrecher, Zürich

Pictet, Marc-Auguste: **Correspondance: sciences et techniques**. Tome I: **Les Correspondants genevois**; tome II: **Les Correspondants français**. Texte établi et annoté (t. 1) et introduit (t. 2) par René Sigrist. Genève, Slatkine, 1996–1998. 2 vol. SFr. 97.–; 90.–. ISBN 2-05-101522-8; 2-05-101670-4.

Der Genfer Physiker Marc-Auguste Pictet (1752–1825) spielte in den Jahrzehnten um 1800 eine Schlüsselrolle in der europaweiten Verbreitung der neuesten naturwissenschaftlichen Erkenntnisse. Die von ihm begründete Zeitschrift *Bibliothèque britannique* (1796–1815) war zunächst der Bekanntmachung englischer Forschungen auf dem Kontinent vorbehalten, danach öffnete sich das Journalprogramm unter dem Titel *Bibliothèque universelle, Série Sciences et arts* der länderübergreifenden Berichterstattung. Die Bedeutung dieses Journals insbesondere für die Wissensverbreitung im französischsprachigen Raum dürfte kaum zu überschätzen sein; entsprechend war es bereits mehrfach Gegenstand historischer Studien.

Die hinter einem solchen publizistischen Unternehmen stehende ausgedehnte Korrespondenz Pictets dagegen war bislang nur bruchstückhaft bekannt, da sich die Briefe an Pictet und seine eigenen Antwortkonzepte in Privatbesitz befinden und nun erstmalig dank finanzieller Unterstützung der Nachfahren Pictets erschlossen werden. Dabei wird die naturwissenschaftlich-technische Korrespondenz in vier nach geographischen Gesichtspunkten angeordneten Bänden durch René Sigrist ediert. Die beiden ersten widmen sich dem «microcosme genevois» bzw. dem Briefaustausch mit französischen Gelehrten; zwei weitere sollen die englische bzw. die übrige europäische Wissenschaftslandschaft abdecken. Der erste Band enthält allein 842 Briefe von oder an 74 verschiedene Korrespondenten, unter denen Henri Boissier (79 Briefe), Henri-Albert Gosse (118 Briefe) und Horace-Bénédict de Saussure (108 Briefe) die grössten Kontingente stellen. Von den französischen Briefpartnern im zweiten Band, der 737 Briefe von/an 122 Korrespondenten enthält, sind André-Marie Ampère (36 Briefe), Georges Cuvier (48 Briefe), Charles Dupin (48 Briefe), Antoine-François Fourcroy (37 Briefe), Jean-Claude de Lamétherie (54 Briefe) und Tardy de la Brosse-Montravel (52 Briefe) hervorzuheben. Thematisch spiegeln die Briefe das breite Spektrum der in Pictets Zeitschrift mitgeteilten Themen wider, gehen aber auch weit darüber hinaus, indem in ihnen Sachverhalte

angesprochen werden, die in den gedruckten Publikationen der Forscher nicht zu finden sind.

Die Edition gibt die Schreiben überwiegend vollständig wieder, ebenso die bereits von Pictet selbst in seiner Zeitschrift gedruckten Briefauszüge; wenige Korrespondenzen werden nur partiell gedruckt. Dies trifft gerade die Briefe der französischen Chemiker Fourcroy und Lamétherie, erstere «par l'abondance du courrier administratif» (Bd. 2, S. XXXI), letztere wegen der Länge und Häufigkeit von politischen Stellungnahmen. Angesichts der in den letzten Jahren von der Wissenschaftshistoriographie zunehmend geforderten Einbeziehung des politisch-sozialen Kontextes, in dem Naturforscher agiert haben, in historische Analysen ist dies bedauerlich und sollte bei den künftigen Bänden vermieden werden.

Der Kommentar beschränkt sich im wesentlichen auf die Identifikation der in den Texten genannten Personen und erwähnten Werke, während Sachverhalte nur partiell erläutert und Zitate in der Regel gar nicht nachgewiesen werden. Aus pragmatischen Gründen hat sich der Herausgeber entschieden, Rechtschreibung und Zeichensetzung durchgängig zu modernisieren, auf textkritische Anmerkungen wurde ganz verzichtet. Dennoch sind die bereits vorliegenden Bände gewichtige Beiträge zur europäischen Wissenschaftsgeschichte, die jeder, der sich mit den internationalen Wissenschaftsbeziehungen des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts beschäftigt, intensiv zu studieren sich genötigt sieht. Es bleibt zu hoffen, dass René Sigrist wie geplant die beiden noch ausstehenden Bände vollenden kann, die u.a. die herausragenden Korrespondenzen mit Jean-André Deluc und Alexander von Humboldt beinhalten werden.

Kai Torsten Kanz, Halle/Saale

Rashed, Roshdi; Vahabzadeh, B.: **Al-Khayyam mathématicien**. Paris, A. Blanchard, 1999. X, 428 p., Text französ. und arabisch. (Coll. Sciences dans l'histoire). FFr. 180.-; Euro 27.44. ISBN 2-85367-210-7; ISSN 1258-0996.

Umar al-Khayyam (Al-Hayyam, al Hayami; 1048–1131) war Mathematiker, Astronom, Philosoph und dazu erst noch als Dichter berühmt durch seine Sonette. Seine mathematischen Arbeiten zählen zu den grössten Werken der arabischen Mathematik, vor allem deshalb, weil er eine geometrische Theorie aller Typen von kubischen Gleichungen gegeben hat. Man verdankt ihm weiter auch eine «moderne» Darstellung der Lehre von den Proportionen und schliesslich einen Beitrag zur Theorie der Parallelen.

In seiner geometrischen Theorie zu den algebraischen Gleichungen konstruiert er die Lösungen mit Kegelschnitten; er erklärt ausdrücklich, dass man zum Verständnis seiner Darlegungen die ersten beiden Bücher der «Kegelschnitte» von Apollonius kennen müsse. Es scheint, dass er als erster feststellt, dass sich kubische Gleichungen im allgemeinen nicht mit den «Eigenschaften des Kreises», d.h. in quadratischen Radikalen, lösen lassen, dass man dazu neben dem Kreis auch Parabeln und Hyperbeln heranziehen muss. So löst er z.B. die Gleichung $x^3 + bx = a$, also eine Gleichung von Typus «Kubus plus Wurzel gleich Zahl», dadurch, dass er die Abszissen der Schnittpunkte des Kreises $x^2 + y^2 = (a/b)x$ und der Parabel $x^2 = \sqrt{b} y$ bestimmt; die Berechnung dieser Abszissen führt ja tatsächlich nach einfachen Umformungen auf die gegebene Gleichung. (Bei al-Khayyam sind die Gleichungen allerdings in Worten

ausgedrückt, ebenso übrigens bei seinen Vorgängern und Nachfolgern.) Ähnlich ist sein Vorgehen in anderen Fällen. Seine Analysen sind nicht immer vollständig; trotzdem führt seine Theorie z.B. auch zu interessanten Feststellungen über die Verteilung der positiven Wurzeln der kubischen Gleichungen, die aus gewissen Relationen zwischen den Koeffizienten erschlossen werden können.

R. Rashed hat bereits 1981 das algebraische Werk von al-Khayyam herausgegeben, übersetzt und kommentiert; für diese neue Publikation hat er seine Arbeit nochmals verbessert. Für den Band, der nun hier vorliegt, zeichnen R. Rashed und B. Vahabzadeh gemeinsam als Autoren. Der zweite der beiden hat seinerzeit in seiner Doktordissertation al-Khayyams Buch *Kommentar über die Schwierigkeiten von gewissen Postulaten im Werk von Euklid* herausgegeben, ins Französische übersetzt und kommentiert. Aus ihrer Zusammenarbeit ist jetzt ein Werk entstanden, das die Gesamtheit der mathematischen Arbeiten von al-Khayyam in einer kritischen Ausgabe des arabischen Textes wiedergibt, versehen mit einer vollständigen französischen Übersetzung, mit ausführlichen mathematischen Kommentaren – in moderner Form leserfreundlich dargestellt, mit zahlreichen Skizzen – und schliesslich mit den notwendigen Angaben zur Textgeschichte. – Freunde der mittelalterlichen Mathematik des Ostens werden den kompetenten Verfassern Dank wissen für ihre sorgfältige, inhaltlich und formal sehr gediegene und auch sehr schön präsentierte Darstellung.

Robert Ineichen, Fribourg/Luzern

Scheiner. – Daxecker, Franz; Subaric, Lav (Hrsg.): **Christoph Scheiners «Sol ellipticus»**. Innsbruck, Leopold-Franzens-Universität, 1998. 55 S. Ill. (Veröffentlichungen der Universität Innsbruck, 226). ATS 180.–. ISBN 3-901249-39-7.

Der gelehrte Jesuit Dr. theol. Christoph Scheiner (1575–1650) ist den Wissenschaftshistorikern wohl nicht zuletzt als Gegenspieler Galileis und kirchentreuer Vertreter des geozentrischen Weltbildes bekannt. Zu seiner Zeit aber, als dieses noch kaum schlüssig bewiesen war, galt er als hervorragender Naturwissenschaftler und Geistlicher. Er wirkte hauptsächlich als Universitätsprofessor zu Ingolstadt und Freiburg i.B., als Vertrauter habsburgischer Erzherzöge, ja sogar als Kirchenbauer (in Innsbruck), am längsten aber am Jesuitenkolleg zu Neisse. 1602 erfand er den Pantographen, 1611 entdeckten er und sein Luzerner Schüler P. Johann Baptist Cysat die Sonnenflecken, 1619 veröffentlichte er ein grundlegendes Buch zur Augenoptik, 1626–1630 schliesslich die berühmte *Rosa ursina*, ein reich illustriertes Handbuch der Sonnenforschung.

Da sich anno 2000 Scheiners Geburts- und Todestag wieder «rund» jährt, entstand in Innsbruck die glückliche Idee, seinen weniger bekannten *Sol ellipticus* von 1615 neu aufzulegen. Scheiner untersucht darin das Phänomen, dass dem Beobachter die Sonnenscheibe insbesondere beim Auf- und Niedergang ellipsenförmig verzerrt erscheint. Er weist nach, dass es «durch die Dichte der Luft verursacht» wird, und zieht daraus verschiedene Nutzenwendungen. Die Übersetzung verzichtet darauf, das barocke Latein in modisches Deutsch umzupressen; vielmehr bemüht sie sich, Sprache und Argumentation möglichst getreu zu treffen und so «die zeitgenössischen Wissenschafts-, Bildungs- und Kommunikationsbedingungen» widerzuspiegeln.

Scheiner widmet die Abhandlung Erzherzog Maximilian von Österreich (1568–1618), dem Bruder des gelehrten Kaisers Rudolf II. In einem feinen Vorwort legt er symbolisch die Sonne sozusagen als eiförmige Gabe auf die fürstliche Tafel! Die folgende Darbietung aber folgt bester neuzeitlicher Methodik. Der Anfang schildert die Entdeckung des Phänomens (im Zusammenhang mit Sonnenflecken-Beobachtungen). Dann wird die Erscheinung statistisch untersucht und schliesslich als Refraktion gedeutet. Der Versuch, eine Kerze durch eine senkrecht bzw. geneigt gehaltene Linse zu betrachten, soll die Sache dem Leser einleuchtend machen. Anschliessend geht der Autor von unterschiedlichen Kontraktionen «am obersten und am untersten Segment der Sonne» aus, die er sich mittels deren Projektion «durch ein ausgespartes Loch auf einer senkrechten Wand» veranschaulicht. Gleiches Vorgehen «auch bei anderen grösseren Himmelslichtern» müsste es seines Erachtens ermöglichen, ihre Grössenverhältnisse zu bestimmen, wie ein Beispiel für Sonne und Venus zeigt.

Scheiners Büchlein, mit mehreren originalen Grafiken bebildert, erweist sich als ansprechendes und lehrreiches Erzeugnis der Nova Scientia und ihrer Forschungsweise!

Beat Glaus, Zürich

Schiebinger, Londa: **Am Busen der Natur. Erkenntnis und Geschlecht in den Anfängen der Wissenschaft.** Aus dem Engl. von Margit Bergner und Monika Noll. Stuttgart, Klett-Cotta, 1995. 379 S. Ill. DM 58.–; SFr. 55.–. ISBN 3-608-91706-3.

In ihrem 1993 unter dem Titel *Nature's Body* erschienenen Buch zeigt die amerikanische Historikerin Londa Schiebinger anhand von Beispielen aus der Biologie und Zoologie, dass Geschlechtsstereotypen und Geschlechtsidentitäten zu einem mächtigen Organisationsprinzip der Naturanschauung im europäischen 18. Jahrhundert wurden. Sie bleibt dabei nicht bei der Frage stehen, warum nur wenige Frauen Zutritt in die Wissenschaft gefunden haben, sondern beschäftigt sich vornehmlich mit dem Einfluss der Kategorie «Geschlecht» auf die Wissenschaft und ihre Erkenntnisse selbst. Im ersten Kapitel untersucht Schiebinger, unter welchen sozialen und politischen Rahmenbedingungen Linné seine auf heterosexuelle Geschlechterbeziehungen beruhende botanische Taxonomie gegen andere konkurrierende Einteilungskonzepte durchsetzte. Im zweiten Kapitel rekapituliert Schiebinger die Einführung des Begriffs «Mammalia» durch Linné in die Taxonomie der modernen Zoologie. Dabei wird deutlich, dass dieses Unterscheidungskriterium nichts mit der Unverwechselbarkeit und Universalität der weiblichen Brüste zu tun hat als vielmehr mit der Bevölkerungspolitik und den Stillkampagnen des 18. Jahrhunderts. Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit den Auswirkungen, die die Entdeckung der Menschenaffen durch europäische Naturforscher im 17. Jahrhundert für das Menschenbild besass. Während für die Abgrenzung zwischen Mann und Tier der Verstand und die Sprache die ausschlaggebenden Kriterien waren, suchten die Naturforscher den Unterschied zwischen Frau und weiblichem Tier in der Geschlechtsanatomie. Im vierten Kapitel geht es um die Klassifizierung von Menschen. Wieder war es ein an das Geschlecht gebundenes Kriterium, das zur Konstruktion von Rassenunterschieden verwendet wurde, nämlich der männliche Bart. Bei Frauen dagegen stellte man zunächst kaum Unterschiede zwischen den Rassen fest. Frauen waren daher, wie

Kapitel 5 zeigt, eine universelle Kategorie, die über die Reproduktion definiert wurde. Im sechsten Kapitel kommt Schiebinger auf die Diskussion im 18. Jahrhundert zurück, wer Wissenschaft betreiben darf, ob dazu beispielsweise europäische Frauen und afrikanische Männer befähigt sind. Gegen die Maxime der Aufklärung, dass alle Menschen gleich seien, postulierten die Naturforscher die «natürlichen» Unterschiede zwischen Menschen und Geschlechtern. Die These von der «geschlechts- und rassenneutralen Wissenschaft» wurde dazu verwendet, diejenigen von der Naturwissenschaft fernzuhalten, die möglicherweise neue Perspektiven für das Studium der Natur hätten liefern können, während die von den männlichen europäischen Naturforschern erzeugten wissenschaftlichen Erkenntnisse zur Rechtfertigung dieses Ausschlusses dienten.

Insgesamt ist dies ein äusserst anregendes sowie überzeugend argumentierendes Buch, das weit entfernt von einem platten Feminismus den Blick auf die zentrale Funktion von «Geschlecht» als die das wissenschaftliche Denken der Naturforscher im 17. und 18. Jahrhundert beeinflussende Kategorie lenkt. Darüber hinaus ist Londa Schiebinger auch ein wirklich spannend zu lesendes Buch gelungen, das hervorragend illustriert ist.

Lutz Sauerteig, Freiburg (D)

Segala, Marco: **I fantasmi, il cervello, l'anima: Schopenhauer, l'occulto e la scienza.** Firenze, Olschki, 1998. 248 p. (Biblioteca di Nuncius, Studi e testi, 30). Lit. 49 000. ISBN 88-222-4568-7.

Arthur Schopenhauers «Versuch über das Geistersehn und was damit zusammenhängt», ein Kapitel seiner *Parerga et Paralipomena* von 1851, gilt der Forschung schon länger als die erste Sichtung, Ordnung und kritische Verarbeitung des gesamten zu seiner Zeit verfügbaren Tatsachenbestandes okkultur Phänomene. Als wegweisend wird insbesondere Schopenhauers Interpretation angesehen, dass die parapsychologischen Erscheinungen ausschliesslich psychischen Ursprungs sind.

Marco Segala hat nun diesen Text sowie weitere, wie das Kapitel über tierischen Magnetismus und Magie aus *Über den Willen in der Natur* (1836), in einer Studie behandelt. Ihr Titel *Die Geister, das Gehirn, die Seele – Schopenhauer, das Okkulte und die Naturwissenschaft* deutet schon an, dass er Schopenhauers Texte in einen weit grösseren Kontext stellt. Entstanden ist dabei ein Buch, das ausgehend von diesen Quellen zentrale Kapitel der Wissenschaftsgeschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts behandelt: 1. die «Experimentalphilosophie», 2. die Entdeckung des tierischen Magnetismus, 3. die Physiologie der Seele, die sich u.a. in der Phrenologie manifestierte, und 4. die Wirksamkeit der Geister. Ein Anhang ordnet dann noch die Geisterlehre in Schopenhauers philosophisches System ein.

Diese Inhalte lassen erkennen, dass hier keine philosophieimmanente Betrachtungsweise vorherrscht, das Ziel ist vielmehr die wissenschaftshistorische Einordnung von Schopenhauers Position. Dies gelingt Segala, indem er die Publikationen der zeitgenössischen Fachvertreter der Anthropologie und Physiologie, etwa Burdach, Flourens, Gall, Kieser, Reil und Soemmerring, ausführlich zitiert und ihren Einfluss auf Schopenhauers Denken aufzeigt. Damit leistet er eine wichtige Untersuchung zur Wechselwirkung zwischen medizinisch-naturwissenschaftlicher Forschung und philosophischer Theoriebildung im frühen 19. Jahrhundert. Denn letztlich ging es

bei den Diskussionen der Philosophen, Naturforscher und Ärzte um die paranormalen Phänomene darum, die Grenzen der Rationalität zu erweitern. Dieses Bemühen scheiterte jedoch im Verlauf des 19. Jahrhunderts, so dass sich dann der «Spiritismus» als autonome Disziplin gegenüber den herkömmlichen Wissenschaften abgrenzte (S. 188).

Segalas Buch bietet sich für eine Übersetzung ins Deutsche oder Englische an, da die Inhalte vor allem die deutschsprachige Diskussion betreffen und der Autor auch die internationale Forschungsliteratur souverän beherrscht.

Kai Torsten Kanz, Halle/Saale

Sonntag, Otto (ed.): **John Pringle's correspondence with Albrecht von Haller.** Basel, Schwabe, 1999. 383 p. Portr. (Studia Halleriana, IV). SFr. 75.–; DM 88.–. ISBN 3-7965-1322-0.

Otto Sonntag legt mit diesem Band seinen dritten gewichtigen Beitrag zur Haller-Forschung vor. 1983 erschien die von ihm edierte Korrespondenz Hallers mit Charles Bonnet (1338 Seiten), 1990 folgte der Briefwechsel mit Horace-Bénédict de Saussure (507 Seiten). Alle drei Bände gehören in die «Studia Halleriana», eine Reihe, die von der Albrecht von Haller-Stiftung der Burgergemeinde Bern herausgegeben und seit 1999 vom traditionsreichen Basler Verlag Schwabe & Co. AG betreut wird.

Die Briefwechsel mit Bonnet, de Saussure und Pringle setzen alle drei nach Hallers Rückkehr von Göttingen nach Bern ein, alle enden erst mit Hallers Tod. Während de Saussure der jüngeren Generation angehört, sind Bonnet und Pringle Hallers Altersgenossen. Alle drei sind wie Haller der Naturforschung verpflichtet, Bonnet teilt zudem Hallers politische und philosophische Überzeugungen. Im Gegensatz zu den beiden Genfern ist John Pringle (1707–1782) Arzt. Er stammt aus Schottland, hat wie Haller – jedoch ein paar Jahre später – in Leiden bei Herman Boerhaave studiert und wirkt in der Weltstadt London. Sein Buch *Observations on the Diseases of the Army* gilt schon bald nach Erscheinen als Klassiker. Als königlicher Leibarzt, als Mitglied und – ab 1772 – als Präsident der Royal Society nimmt Pringle eine einflussreiche Stellung ein. Er ist damit in Hallers ausgedehntem Korrespondentennetz der bei weitem wichtigste Partner in Grossbritannien. Durch ihn erhält Haller Gelegenheit, seine Anliegen unmittelbar dem König vorzutragen, dessen Haltung zu seiner mehrfach verschobenen und schliesslich abgelehnten Rückkehr nach Göttingen zu sondieren, die Erlaubnis zur Widmung seiner Werke zu erlangen und der Königin seine Gedichte zu überreichen. Aus erster Hand gelangen Nachrichten über die in der Royal Society und von Wissenschaftlern wie John und William Hunter, Benjamin Franklin und Joseph Priestley behandelten wissenschaftlichen Themen nach Bern. Dort werden auch Pringles detailreiche Berichte über mehrere Entdeckungsreisen, namentlich Kapitän Cooks erste, 1771 beendete Expedition in die Südsee mit lebhaftem Interesse aufgenommen. Für Pringle steht Haller als medizinische und naturwissenschaftliche Autorität an der Seite Harveys; Hallers Lebenswerk erscheint ihm wie das von zwanzig Gelehrten. Im Austausch über Fragen der ärztlichen Praxis, gelehrte Angelegenheiten und körperliche Beschwerden ergibt sich mit der Zeit ein durchaus freundschaftlicher Ton. Ab 1772 tritt

Hallers Krankheit in den Vordergrund; Pringle ist es, der dem schmerzgeplagten Freund zum Gebrauch von Opiumklistieren rät und auch nicht zögert, die Steigerung der Dosis zu empfehlen. Wohl nur mit dieser palliativen Behandlung wird Hallers ausserordentliche Arbeitsleistung in den letzten vier Lebensjahren überhaupt möglich.

Der Titel von Otto Sonntags mit grosser Sorgfalt und Präzision erarbeiteten, in Einleitung, Erläuterungen und Textwiedergabe mustergültigen Edition berücksichtigt die Besonderheiten der Quellenlage. Während sich über 80 Briefe von Pringle erhalten haben, sind Hallers Antworten nur indirekt zugänglich, und zwar lediglich durch unterschiedlich lange Zitate, die Pringle in seine thematisch geordneten Materialsammlungen aufgenommen hat; auf diese Weise sind 53 Briefe Hallers fassbar. Pringles Kollektaneen gelangten durch seine letztwillige Verfügung in den Besitz des «Royal College of Physicians» von Edinburgh mit der ausdrücklichen Auflage, dass sie niemals publiziert werden dürfen. Gemäss diesem Vermächtnis hat das «College» dem Herausgeber zwar die Einsichtnahme in die Texte, jedoch nur die Publikation von kurzen Zusammenfassungen erlaubt. Damit fehlen authentische Briefe Hallers in englischer Sprache, die dieser nach dem Urteil Pringles erstaunlich gut beherrschte.

Urs Boschung, Bern

Soukup, Rudolph Werner; Mayer, Helmut: **Alchemistisches Gold, Paracelsistische Pharmaka. Laboratoriumstechnik im 16. Jahrhundert.** Chemiegeschichtliche und archäometrische Untersuchungen am Inventar des Laboratoriums von Oberstockstall/Kirchberg am Wagram. Wien etc., Böhlau, 1997. X, 336 S. Ill. (Perspektiven der Wissenschaftsgeschichte, 10). öS 498.-; DM 69.80; SFr. 63.50. ISBN 3-205-98767-5.

Grundlage für die vorliegende Untersuchung bilden die 1980 im Schloss Oberstockstall, Niederösterreich, in einer Grube entdeckten Überreste eines alchemischen Laboratoriums aus dem 16. Jahrhundert (vgl. auch oben S. 280). Anhand archäometrischer Untersuchungen gelang es, aus den an den Scherben haftenden chemischen Rückständen auf die im Labor durchgeführten Operationen zurückzuschliessen. Der Vergleich mit den schriftlichen Quellen der praktischen Alchemie der Frühen Neuzeit erlaubte die Rekonstruktion einiger im damaligen Laboratorium vermutlich durchgeführter alchemischer Prozesse, so aus dem Probierwesen, der versuchten Transmutationsalchemie und der Chemiatrie. Der Leser erhält anhand historischer Erläuterungen, der Archäometrie der Objekte und den entsprechenden Passagen aus der zeitgenössischen Literatur eine gründliche Einführung in die damals üblichen alchemischen Verfahren, die Chemikalien und in einige chemiatriische Pharmaka. Im Anschluss findet sich ein ausführliches Literaturverzeichnis mit der einschlägigen Primär- und Sekundärliteratur. Die Publikation liefert einen wertvollen Beitrag zum Verständnis der frühneuzeitlichen Alchemie.

Urs Leo Gantenbein, Winterthur

Spallanzani, Lazzaro: **Edizione nazionale delle opere di Lazzaro Spallanzani**. Parte quarta: **Opere edite direttamente dall'autore (volume terzo, 1776–1779, Secondo Supplemento: Carteggi; volume quarto, 1780)**. A cura/su progetto di Pericle Di Pietro. Modena, Mucchi, 1998, 1999. 2 vol. 341, 392 p.

Seit 1984 geben Pericle di Pietro und ein wissenschaftliches Komitee die «Edizione nazionale» der Briefe und Schriften des italienischen Biologen Lazzaro Spallanzani (1729–1799) heraus, der von 1769 bis zu seinem Tod als Professor der Naturgeschichte an der Universität Pavia wirkte. Die vierte Abteilung, die die von Spallanzani selbst publizierten Werke umfasst, wird hier mit Band 3 und 4 fortgesetzt. Band 3 enthält neben drei neu aufgefundenen Briefen aus Spallanzanis Korrespondenz dessen *Opuscoli di fisica animale e vegetabile* (Modena 1776), in denen wie im früher erschienenen Saggio die von Buffon und Needham vertretene Urzeugung und «forza vegetatrice» experimentell widerlegt und eingehende mikroskopische Beobachtungen über Infusorien, Spermatozoen, Schimmelpilzsporen usw. angeführt werden, um die Frage zu klären, wie sich Lebewesen bilden und vermehren. Wegleitend ist hier die von Charles Bonnet, dem Genfer Brieffreund, und von Albrecht von Haller vertretene Präformationslehre. Diese Auffassung schliesst eine «Urzeugung» prinzipiell aus, denn nach ihr entstehen Lebewesen nicht neu; bei der Schöpfung bereits gebildet, werden sie vielmehr nur sichtbar und grösser; Haller hatte hierfür Belege in der Entwicklung des Hühnchens gefunden. Damit war erklärbar, wie ein so kunstvolles Gebilde wie der Organismus zustandekommen konnte, ohne dass andere als physikalische Kräfte ins Spiel gebracht wurden. – Die in Band 4 abgedruckten *Dissertazioni di fisica animale e vegetabile* (Modena 1780) zeigen Spallanzani als Meister der experimentellen Biologie. Der erste Teil der *Dissertazioni* behandelt die Verdauung. Ausgehend von drei, nach dem Anteil der Muskulatur unterschiedenen Bautypen des Magens weist Spallanzani an zahlreichen Tierarten, schliesslich auch am Menschen, d.h. an sich selbst, nach, dass beim Verdauungsprozess die entscheidende Wirkung den Verdauungssäften zukommt, nicht aber der mechanischen Zermahlung der Nahrung. Im zweiten Teil der *Dissertazioni* greift der Forscher die Thematik der Fortpflanzung wieder auf. Aus seinen ausgeklügelten Experimenten folgert er, dass bei Fröschen, Kröten und deren Verwandten die Jungen bereits in den Eiern vorhanden sind (Ovismus) und dass der männliche Samen demnach bloss das Wachstum in Gang setzt; dabei kommt nur dem flüssigen Anteil diese Wirkung zu, da sie auch eintritt, wenn die «Samentierchen» (Spermatozoen) vom Experimentator entfernt worden sind. Die «Fecondazione artificiale» praktiziert Spallanzani nicht nur an Amphibien, sondern auch an Seidenraupen und sogar an einer Hündin, der er mit der Spritze zu drei Jungen verhilft. Auch experimentiert er mit verschiedenen Pflanzen, bei denen er die Pollen sorgfältig von den Fruchstempeln fernhält und dennoch Früchte erntet (was nach A. Minelli als «partenocarpia» bei den verwendeten Kürbispflanzen tatsächlich vorkommt). So bestätigt sich in den Augen Spallanzanis auch im Pflanzenreich die Gültigkeit der Präformationslehre. – Die den einzelnen Werken beigelegten Kommentare bringen hilfreiche, wenn auch keineswegs erschöpfende Erläuterungen; namentlich fehlt der Bezug zu den Versuchs- und Beobachtungsprotokollen des Forschers.

Urs Boschung, Bern

Stautz, Burkhard: **Untersuchungen von mathematisch-astronomischen Darstellungen auf mittelalterlichen Astrolabien islamischer und europäischer Herkunft.** Bassum, Verlag für Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik, 1997. 287 S. Ill. (Zugl. Diss. Frankfurt am Main, 1995). DM 95.–. ISBN 3-928186-29-9.

Es sind einige hundert mittelalterliche astronomische Instrumente erhalten geblieben. Der mögliche Forschungsansatz zu ihrer Untersuchung kann kunsthistorischer, paläographischer, etymologischer, astronomischer oder anderer Natur sein. Bisher lagen keine umfangreichen Ergebnisse zu einer dieser Fragestellungen vor. Die vorliegende Arbeit versucht nun, diese Lücke zu schliessen. Beispielhaft wird an einem Astrolabium eine Untersuchungsmethode vorgestellt. Ein Grundproblem für die Erfassung solcher Instrumente bildet der Umstand, dass die astronomischen Werte nicht als Zahlen, sondern als Nomogramme eingraviert sind. Deshalb muss diesen zur Darstellung kommenden Abbildungen ein besonderes Augenmerk zugewendet und eine vergleichende Systematik gefunden werden. Weiter werden die Eigenheiten islamischer und europäischer Astrolabien gegenübergestellt. Einen Kernpunkt der Arbeit bilden ein ausführliches Literatur- und ein Instrumentenverzeichnis. Zahlreiche Astrolabien werden dabei fotografisch abgebildet. Die Arbeit bildet einen wichtigen Beitrag zur Geschichte und Systematik astronomischer Instrumente.

Urs Leo Gantenbein, Winterthur

Steinke, Hubert (Hrsg.): **Der nützliche Brief. Die Korrespondenz zwischen Albrecht von Haller und Christoph Jakob Trew 1733–1763.** Basel, Schwabe, 1999. 163 S. Ill. (Studia Halleriana, V). SFr. 48.–; DM 58.–. ISBN 3-7965-1323-9.

Der nunmehr fünfte Band der wohletablierten Reihe der «Studia Halleriana» widmet sich einer mit 41 Briefen vergleichsweise quantitativ marginalen, ja selbst fachwissenschaftlich wenig gewichtigen Korrespondenz Albrecht von Hallers. Dass der mit dem Nürnberger Stadtarzt Christoph Jakob Trew geführte «unspektakuläre, aber für die Gelehrtenrepublik der Aufklärung typische Briefwechsel» (S. 8) nun einer Edition für wert erachtet wurde, hat seinen tieferen Grund wohl in einem deutlich gewandelten Interesse der historischen Forschung an der Quellengattung Brief. Nicht allein den in den Korrespondenzen enthaltenen, über die in den gedruckten Werken der Naturforscher hinausgehenden Informationen, die – wie der Herausgeber Hubert Steinke zurecht ausführt – mit dem Aufkommen des Zeitschriftenwesens zunehmend «bruchstückhafter» wurden, gilt das Erkenntnisinteresse, sondern auch das hinter den Briefkontakten stehende soziale Beziehungsgeflecht, in dem sich die jeweiligen Schreiber bewegen, ist nun in den Blickpunkt der Editoren getreten. Steinke sieht die wesentliche Funktion solcher Korrespondenzen nicht (mehr) im Austausch abgeschlossener oder der Diskussion laufender Forschungsergebnisse; die eigentlichen wissenschaftlichen Inhalte würden durch eher organisatorische Fragen, wie etwa die Beschaffung von Büchern oder Naturobjekten, verdrängt. Deshalb sind es «nützliche Briefe», die stark auf die Bedürfnisse des jeweiligen Schreibers bzw. Empfängers ausgerichtet sind.

Für eine solche These eignet sich die Korrespondenz zwischen Haller und Trew recht gut, zumal die nur 41 Briefe (wobei Steinke auch Beilagen zu Briefen an Dritte

als eigene Briefe rechnet) aus gut 30 Jahren kaum einen regelmässigen Informationsaustausch zulassen. Überzeugend weist Steinke nach, dass jedem Schreiben eine oder mehrere Absichten zugrunde lagen, die meist die Publikation oder den Erhalt von Büchern und Zeitschriften betrafen: «Letztendlich drehte sich alles ums Buch» (S. 19). Auch gelingt es ihm, aus den eher geschäftsmässigen Briefen – eine wirkliche persönliche Freundschaft entwickelte sich zwischen den Partnern nie – weitere Schlussfolgerungen zu ziehen, insbesondere die Beziehung zu dritten Personen betreffend, die zum Freundeskreis beider Briefschreiber gehörten. So war es letztlich Hallers Auseinandersetzung mit dem Erlanger Medizinprofessor Schmidel, einem Trew nahestehenden Kollegen, die dazu führte, dass «nach 1753 kein richtiger Briefwechsel mehr zustande» kam (S. 32). Die doch recht weitreichenden und sich nicht nur auf vorliegendes Exempel beziehenden Thesen zum «nützlichen Brief» sowie zur Bedeutung von Korrespondenznetzen hätte freilich eine eingehendere Analyse verdient, als Steinke dies in seiner – verständlicherweise auf die Bedürfnisse einer Edition zugeschnittenen – Einleitung vornimmt. Immerhin ist hier, wie schon in Thomas Schnalkes grosser Studie über *Medizin im Brief* (1997), ein Anfang gemacht, jenseits gängiger Interpretationsmuster eine Auswertung von Briefcorpora vorzunehmen.

Der insgesamt gediegenen Briefausgabe, die den üblichen Standards der Editionsphilologie entspricht und alle lateinischen Schreiben zugleich in einer deutschen Übersetzung darbietet, hätte der Rezensent jedoch gewünscht, dass die Briefinhalte auch durch Orts- und Sachregister erschlossen worden wären. Ferner vermisst man Faksimiles der Handschrift der beiden Schreiber, um die drucktechnische Umsetzung (bei der auf die Unterscheidung zwischen deutscher und lateinischer Schrift verzichtet wurde) besser nachvollziehen zu können. Zu guter Letzt sei angemerkt, dass Trew nicht bereits 1765 starb, wie auf S. 8 zu lesen ist, auch nicht 1767, wie die Legende zum Frontispiz anführt, sondern noch das Jahr 1769 erleben durfte.

Kai Torsten Kanz, Halle/Saale

Tanz der Toten – Todestanz. Der monumentale Totentanz im deutschsprachigen Raum. Eine Ausstellung des Museums für Sepulkralkultur Kassel, 19. September bis 29. November 1998. Begleitband hrsg. vom Zentralinstitut und Museum für Sepulkralkultur. Dettelbach, Verlag J. H. Röhl; Kassel, Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal e.V., Zentralinstitut und Museum für Sepulkralkultur, 1998. 351 S. Reich illustr. DM 148.–. ISBN 3-89754-128-9.

Anlässlich des 9. Kongresses der Europäischen Totentanzvereinigung zeigte das Museum für Sepulkralkultur in Kassel die Ausstellung «Tanz der Toten – Todestanz». Dazu entstand der Katalog: «Der monumentale Totentanz im deutschsprachigen Raum». Im Zentrum steht hier die Inventarisierung der monumentalen Totentänze, die sich – im Gegensatz zum *graphischen* – durch die Kriterien *öffentlicher Raum*, *standortfest* und *grossformatig* definieren. Dem Inventar vorangestellt ist ein einleitender Artikel von Reiner Sörries, in dem grundlegende Überlegungen zum Thema gemacht werden, zu seiner Genese, Forschungsgeschichte, Entwicklung und Funktion. Das Kapitel *Anfänge, Entwicklung und Verbreitung der monumentalen Totentänze* gibt das zeitliche Raster vor für die Einteilung der im Katalog aufgeführten

Beispiele von den *Vorläufern*, dann den ersten *spätmittelalterlichen* «echten» *Totentänzen* bis zu jenen im Banne der beiden Weltkriege des 20. Jahrhunderts, deren Erfahrung zum konkreten Auslöser von Totentänzen wurde. Im Gegensatz dazu war die Pest der früheren Jahrhunderte – entgegen einer oft geäußerten Meinung – grundsätzlich kein Thema der Totentänze. Zur Funktion des monumentalen Totentanzes werden drei Thesen formuliert:

- «Der Totentanz war und blieb in erster Linie eine funktionsgebundene Ikonographie, die das abbildete, was auf dem Friedhof geschah ...»
- «Die in der Tat beeindruckende Ikonographie der monumentalen Totentänze [...] war schon zu ihrer jeweiligen Entstehungszeit eine Sehenswürdigkeit, die auch im Sinne merkantiler Interessen genutzt und geschaffen wurde ...»
- «Der Totentanz ist kein spätmittelalterlich-religiöses, sondern schon ein neuzeitlich-säkulares Thema ...»

Der Hauptteil des Buches ist dem Inventar der monumentalen Totentänze gewidmet. Genau hundert Nummern – vom Basler Totentanz auf der Friedhofsmauer des Dominikanerklosters von 1440 bis zur noch nicht vollendeten Bilderfolge auf der Friedhofsmauer in Plaus (Südtirol, seit 1996) – werden mit genauer Beschreibung und oft reicher Bebilderung vorgestellt. Durch die Beschränkung auf den deutschsprachigen Raum und die Auswahl der Objekte entsprechend einer engen ikonographischen Definition wird Vollständigkeit angestrebt. Daher geht es nicht nur um die erhaltenen Beispiele, sondern auch um jene, die nur in Kopien überliefert oder literarisch bekannt sind. Und das ist eine ganze Reihe, denn die spätere Zeit ist oft ungnädig mit diesen Bildern umgegangen. Das gilt nicht nur für das berühmte Beispiel aus Basel – der *Prototyp der echten, spätmittelalterlichen Totentänze* – sondern auch für den wohl kurzlebigen, den Sprayer-Totentanz, 1980/81 in Köln, den, kaum geschaffen, eilfertige Putzkolonnen bis auf ein einziges Beispiel umgehend wieder entfernten.

Nicht nur Sörries' einleitend gestellte, provozierende Thesen, sondern der ganze Katalog mit seinem reichen Anschauungsmaterial und ebenso reichen Diskussionsstoff ist sicher dazu angetan, dem Totentanz neue Aufmerksamkeit zukommen zu lassen und die Totentanzforschung insgesamt zu beleben. Interessenten am Thema seien auf die Europäische Totentanz-Vereinigung aufmerksam gemacht, die sich um die Förderung von Wissenschaft und Forschung, von Kunst und Gestaltung im Zusammenhang mit Totentänzen und verwandten Themen bemüht. Von der Gruppe Schweiz (Kontaktperson: J. Wüest, Fadenstr. 12, 6300 Zug) ist – dies als Anmerkung – unter dem Titel *Makaber-Tanz, Bilder und Figuren des Todes aus sieben Jahrhunderten in kirchlichen Gebäuden, an Türmen, auf Brücken und in Museen der Schweiz* ein Inventar der Totentanzdarstellungen unseres Landes erschienen.

Roger Seiler, Zürich

Trudeau, Richard: **Die geometrische Revolution**. Aus dem Amerikanischen von Christof Menzel. Basel etc., Birkhäuser, 1998. XI, 312 S. Ill. DM 68.–; SFr. 58.–. ISBN 3-7643-5914-5.

Die «geometrische Revolution», die Richard Trudeau in seinem faszinierend geschriebenen Buch darstellt, ist erzeugt worden durch die Erfindung einer Alternative

zur traditionellen euklidischen Geometrie: eine nichteuklidische Geometrie, genauer die sogenannte *hyperbolische* Geometrie, die in systematischer Art in den ersten Jahrzehnten des 19. Jh. entwickelt worden ist. Diese «Revolution» ist zwar viel weniger beachtet worden als andere wissenschaftliche Revolutionen (z.B. die kopernikanische in der Astronomie); sie ist aber nicht weniger bedeutsam.

Euklids *Elemente* der Geometrie, bestehend aus dreizehn Büchern, sind um 300 v.Chr. entstanden. Sie bestechen durch ihren systematisch-deduktiven Aufbau, der gut 2000 Jahre lang kaum angefochten worden ist: Das Fundament bilden zehn Grundsätze, nämlich fünf Postulate (aitemata, «Forderungen», die die Möglichkeit einer Konstruktion, die Existenz eines Gebildes sicherstellen sollen) und fünf oft als «Axiome» (im engeren Sinne) bezeichnete allgemein logische Grundsätze (koine ennoia, «allgemein Eingesehenes»). Jeder Lehrsatz in den *Elementen* wird bewiesen durch die Zurückführung auf andere, bereits bewiesene Lehrsätze bzw. durch die Zurückführung auf diese Grundsätze. – Im Laufe der Zeit hat man in Euklids Aufbau der Geometrie «logische Löcher» entdeckt: Stellen, an denen bloss auf Grund der Anschauung intuitiv Schlüsse gezogen worden sind. Dies hat zu einer teilweisen Neuformulierung der Geometrie geführt; die bekannteste dieser Neuformulierungen ist jene von David Hilbert: *Grundlagen der Geometrie* (1899).

Doch zur Revolution haben nicht diese «logischen Löcher» geführt, sondern das fünfte Postulat von Euklid; ein Postulat – heute als «Parallelenaxiom» bezeichnet –, das man im Unterricht meistens so ausdrückt: Durch einen gegebenen Punkt, der nicht auf einer Geraden liegt, gibt es nicht mehr als eine Parallele zu dieser Geraden. – Man hat dieses Postulat, das zudem bei Euklid in einer komplizierteren Formulierung auftritt, immer wieder zu beweisen versucht. Alle diese Versuche sind fehlgeschlagen. Doch schliesslich hat man herausgefunden, dass eine Geometrie logisch möglich ist, in der alle «üblichen» Grundsätze bis auf das Parallelenaxiom gelten, während man das Parallelenaxiom durch ein ihm widersprechendes Axiom ersetzt: Es gibt durch den gegebenen Punkt mindestens zwei Parallelen. Diese neue, logisch ebenfalls mögliche Geometrie wird als nichteuklidische Geometrie bezeichnet, heute präziser als hyperbolische Geometrie.

Was hier nur ganz andeutungsweise gesagt wird, hat Trudeau in einem überaus leserfreundlich und sehr spannend geschriebenen Buch dargestellt: Zunächst die geschichtliche Entwicklung der ebenen Geometrie von der Antike bis zur Entdeckung dieser neuen Geometrie; anschliessend dann eine sehr lesbare Einführung in diese hyperbolische Geometrie; dabei immer bemüht, dem Leser durch grosse Anschaulichkeit, durch die geradezu «liebevolle» Behandlung von möglichen Schwierigkeiten und durch Humor das Mitkommen zu erleichtern; und schliesslich die philosophischen Konsequenzen, die nun – wie ausführlich dargelegt wird – zu einer eigentlichen wissenschaftlichen Revolution geführt haben.

Robert Ineichen, Fribourg/Luzern

Veröffentlichungen aus dem Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft (Berlin):

9: Wegeleben, Christel: **Beständeübersicht des Archivs zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft in Berlin-Dahlem.** Berlin, 1997. 332 S. ISBN 3-927579-09-2; ISSN 0935-7459.

10: Kohl, Ulrike: **Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften im Nationalsozialismus. Quelleninventar.** Berlin, 1997. 253 S. Ill. ISBN 3-927579-10-6; ISSN 0935-7459.

11: Uebele, Susanne: **Bauten der Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften** (Institute im Bild, Teil II). Berlin, 1998. 292 S. Ill. ISBN 3-927579-11-4; ISSN 0935-7459.

Das Archiv zur Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft (MPG) und ihrer Vorgängerin, der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften (KWG), funktioniert seit 1976, ab 1988 erscheinen seine «Veröffentlichungen», sozusagen im Jahresturnus. Bd. 1–3 und 5–8 waren der KWG gewidmet und brachten ihre Chronik, Bibliographie, Bild-, Mitglieder- und Quellenverzeichnisse; Bd. 4 eröffnete die Dokumentation der MPG. Vgl. hierzu *Gesnerus* 51 (1994) 126 und 132f., 54 (1997) 146f. und 55 (1998) 156f.

Mit dem hier anzuzeigenden **neunten Band** ist ein ebenso brauchbarer wie nützlicher *Archivführer für beide Institutionen* erschienen. Er widerspiegelt den Bestand nach Repositorien (deren Geschichte kurz beschrieben wird), die einzelnen Dossiers aber mittels Stichwörtern, Umfang- und Laufzeitangaben. Den Anfang machen die Akten der Generalverwaltungen von KWG (Abt. I) und MPG (Abt. II), und zwar zuerst diejenigen ihrer «zentralen Einrichtungen», sodann die ihrer «Institute und Forschungsstellen». Abt. III weist «Nachlässe von Mitgliedern, leitenden Angestellten und Freunden» nach. Abt. IV verzeichnet «Karten und Pläne», Abt. V weitere personenbezogene sowie thematische Sammlungen und Einzelstücke (von Autographen über Briefmarken, Medaillen und Orden bis zu Visiten- und Geschäftskarten). Die Abteilungen VI–X enthalten Hinweise auf einschlägige Ton-, Bild- und weitere gedruckte Dokumentationen plus Nachweise «fremder Archivalien». Beleuchten die institutionellen Archivalien wesentliche Stadien deutscher Forschungs- und Wirtschaftsgeschichte, so die vielen personenbezogenen Dossiers das Individuelle (u.a. auch schweizerische Bezüge, von Abderhalden über Dällenbach bis von Muralt und Wäffler).

Band 10 bietet ein *Spezialinventar zur Geschichte der KWG im Dritten Reich*. Es soll bessere Voraussetzungen für dieses Thema schaffen, das indessen «vor allem durch unabhängige, externe Wissenschaftshistoriker» aufzuarbeiten sei (direkt avisiert wird ein von Reinhard Rürup und Hartmut Schieder geleitetes Forschungsprojekt «KWG im Nationalsozialismus»). Einige Seiten historische und benutzungstechnische Vorbemerkungen, Listen der etwa 250 KWG-Verantwortlichen und der gut 60 Forschungseinrichtungen eröffnen den Leitfaden. Das Quelleninventar selber (S. 40–216) ist alphabetisch nach den rund 130 deutschen Fundorten (und ein paar ausländischen) gegliedert. Die KWG-Satzungen der Zeit und ein ausführliches Register machen den Beschluss. Die Bestandesermittlung beschränkte sich nolens volens auf «Repertorien und sonstige Findmittel», und zwar fokussiert auf das organisatorische, politische und wirtschaftliche Beziehungsgeflecht von Gesellschaftsverwaltung, Instituten und massgebenden Personen. Den Nachweis-Schwerpunkt (S. 41–89) bilden natürlich die «hauseigenen» Bestände, in einer Art präzisierendem Auszug aus Band 9. Weitere ergiebige Fundgruben sind das Akademiearchiv (S. 89–99) sowie das Bundesarchiv zu Berlin mit dessen Zweigstellen Dahlwitz-Hoppegarten, Freiburg i.B. und Koblenz (S. 99–123, 142–153, 165 und 166 und 177–187). Für die vielen übrigen Fundorte werden meist nur wenige (periphere?) Daten

verzeichnet. Insgesamt erhält der kundige Forscher hier zwei ebenso umfang- wie hilfreiche Leitfäden, die ihm gezieltes Suchen enorm erleichtern werden! Die beiden Verfasserinnen dürfen für ihr akribisches Werk seines Dankes gewiss sein!

Band 11, «Institute im Bild, Teil II», schliesst an Bd. 5, Bauten der KWG, an und präsentiert die *Bauten der Max-Planck-Gesellschaft*. Beide Ausgaben sind ähnlich aufgebaut: Vorbemerkung, Lageplan, alphabetisches Verzeichnis der Einrichtungen mit ihren knapp 450 Abbildungen sowie 21 Seiten Institutsbeschreibungen. Das anspruchsvoller gewordene Bildprogramm sucht den Wandel der Erscheinungsbilder vorzuführen, «von Notunterkünften bis zum funktionsgerechten Institutsneubau». Dies ist recht gut gelungen! Trotz manchen Kontinuitäten zur KWG widerspiegeln die Gebäude indessen, Deutschlands Schicksal entsprechend, hauptsächlich «Wissenschaftsarchitektur» seit 1945.

Beat Glaus, Zürich

Wagner-Egelhaaf, Martina: **Die Melancholie der Literatur. Diskursgeschichte und Textfiguration**. Stuttgart, Weimar, Metzler, 1997. 570 S. DM 98.-; SFr. 89.-. ISBN 3-476-01533-5.

Im ersten Teil ihrer Habilitationsschrift durchforscht die Literaturwissenschaftlerin Martina Wagner-Egelhaaf neuerlich den Höhenkamm abendländischer Melancholieliegeschichte. Der Reihe nach erörtert sie den Text der *Problemata* und das Genie-Paradigma der Antike, Albrecht Dürers *Melencolia I* und die Unabschliessbarkeit der Interpretationen im Anblick dieses rätselhaften Kupferstiches, Marsilio Ficinos vielberufene «Nobilitierung» des Melancholikers als Kind des Saturns, Robert Burton und seine «anatomische» Fassung der elisabethanischen Krankheit, die Mediziner Anne-Charles Lorry und Johann Georg Zimmermann und deren Systematisierungsversuche, die psychoanalytischen Erklärungsmodelle von Sigmund Freud sowie von Julia Kristeva und schliesslich Walter Benjamins Zusammenführung der Melancholie mit der rhetorischen Figur der Allegorie. Ziel dieses Überblicks ist es, «die Diskursgeschichte der Melancholie» (S. 18) zu rekonstruieren. Dazu hätte es indes einer wesentlich weiteren Materialbasis bedurft. So bleiben gerade Position und Funktion der Medizin, was die kulturelle Konstruktion von Melancholie betrifft, gänzlich unbestimmt. Vor allem aber zeigen die Interpretationen der Autorin, dass sie gar nicht diskursanalytisch arbeitet: Weder wird auf die Bedingungen zurückgefragt, die eine Aussage überhaupt erst als Aussage innerhalb eines bestimmten Aussagesystems ermöglichen, noch werden die Regeln nachgezeichnet, die eine Aussage konturieren und als Wahrheit bzw. Wirklichkeit durchsetzen. 'Diskurs' meint für Wagner-Egelhaaf lediglich eine Summe von inhaltlichen Regelmässigkeiten und Schemata, durch die Melancholie charakterisiert ist. So kann sie Melancholie als «ein anthropologisches Paradigma» bezeichnen, «das sich bei aller historischen Varianz durch eine aussergewöhnliche Geschlossenheit auszeichnet» (S. 5). Als den zentralen Aspekt dieses relativ geschlossenen Paradigmas sieht die Autorin die strukturelle Gemeinsamkeit zwischen Melancholie und Literatur, die sie dann auch in den von ihr behandelten nicht-literarischen Texten nachzuweisen sucht: «Die Affinität von Melancholie und Literatur lässt sich auf gemeinsame Strukturen der Repräsentation zurückführen.» (S. 4). Abgesehen davon, dass diese These die historisch spezifizierten Überlegungen Benjamins zum Konnex von Melancholie und Allegorie zu einem

allgemeingültigen Zugriff auf die «Melancholie der Literatur» macht, verwischt Wagner-Egelhaaf in den Einzelanalysen die Grenze zwischen Methode und Gegenstand. Ihre Zusammenfassung etwa zu Ficino und Burton – «Der semiotische Ort der Melancholie ist (...) die Differenz zwischen Zeichen und Bedeutung, Signifikant und Signifikat» (S. 205) – und auch ihre Definition der Acedia als «ein Lesen der Unlesbarkeit» (S. 328) veranschaulichen, dass für die Autorin überall dort Melancholie herrscht, wo Dekonstruktion am Werk ist. Da nun ihre Lektürewiese weit eher am Dekonstruktivismus denn an der historischen Diskursanalyse geschult ist, entdeckt sie in fast allen von ihr besprochenen Texten aporetische Bedeutungsstrukturen. Dagegen ist nichts einzuwenden. Einzuwenden ist allerdings, dass erstens keinerlei Notwendigkeit besteht, diese Struktur als melancholisch zu bezeichnen, und dass zweitens eine derart allgemein gehaltene semiotische Bestimmung von Melancholie wenig sinnvoll ist. Dies wird exemplarisch deutlich, sobald Wagner-Egelhaaf im Anschluss an ihre Ausführungen zu Lorry von «der melancholischen Misere des instabilen, mit Saussure gesprochen, arbiträren Zeichens» (S. 144) spricht. Wenn jedoch schon die Arbitrarität des Zeichens Melancholie indiziert – dann versteht es sich von selbst, dass Melancholie in jedem Text und in jedem Bild gegenwärtig ist.

Der zweite Teil der Habilitationsschrift beschäftigt sich mit Romanen von Johann Gottfried Schnabel, Karl Philipp Moritz und Gottfried Keller. Hier gelangen der Autorin – gerade aufgrund ihres textnahen Lektüreverfahrens – hervorragende Interpretationen. Auch erweist es sich als gewinnbringend, die Analyse von Moritz' *Anton Reiser* in eine Betrachtung dessen ästhetischer Schriften und des von ihm herausgegebenen *Magazin zur Erfahrungsseelenkunde* einzubetten. Ziel der Untersuchungen ist es, den repräsentationslogischen Konnex von Melancholie und Literatur aufzuzeigen. Die Melancholie und deren topischen Qualitäten sieht Wagner-Egelhaaf als eine Art Ordnungssystem, in dem der literarische Text den problematischen Prozess seiner eigenen Bedeutungskonstitution thematisiere. Im «Felsenburg»-Roman von Schnabel vollziehe sich unter der Oberfläche einer den Gesetzen der Aufklärung gehorchenden Narration eine «wilde Semiose», die im Zeichen von Melancholie Bedeutungsfixierung permanent unterläuft. Reisers Melancholie wird als eine des Lesens bestimmt: Sie stelle sich dann ein, wenn dem Leser Anton Reiser «die Zeichen ihre «Unsicherheit» und «Trüglichkeit» offenbaren» (S. 360). In dieser Form der Melancholie, so folgert Wagner-Egelhaaf, reflektiere sich die Aporie des hermeneutischen Sinnverstehens und stelle der Roman «seine Unlesbarkeit» (S. 380) dar. Kellers Roman *Der grüne Heinrich* schliesslich akzentuiere Melancholie als eine Melancholie, die sich an Bilder knüpfe, da diese durch einen radikalen Abstand von der Wirklichkeit geprägt seien. In dieser «Melancholie des Bildes» (S. 407) spiegle sich wiederum das Dilemma jeder Repräsentation und damit auch die des Romans: Denn einerseits will *Der grüne Heinrich* eine Lebensgeschichte sein, andererseits kennzeichnet ihn, insofern er eine Repräsentation ist, der gleiche Abstand von der Wirklichkeit wie das poetische und/oder gemalte Bild.

Das Verdienst der Arbeit von Wagner-Egelhaaf besteht zweifelsohne darin, dass sie – über die bekannte inhaltliche Zusammenführung von Melancholie und poetischer Begabung hinaus – zeigen kann, wie im Zeichen der Melancholie literarische Texte Schreib- und Lektüreprozesse als problematisch reflektieren. Leider aber bleiben ihre Ergebnisse oftmals bei Allgemeinplätzen der poststrukturalistischen Literaturtheorie stehen.

Harald Neumeyer, Giessen

Weiner, Dora B.: **Comprendre et soigner. Philippe Pinel (1745–1826), la médecine et l'esprit.** Paris, Fayard, 1999. 479 p. Ill. (Penser la médecine). SFr. 160.–; Euro 24.39. ISBN 2-213-60368-5.

Dieses Buch der in Los Angeles lebenden Medizinhistorikerin ist eine wahre Delikatesse für den an der Geschichte der Psychiatrie interessierten Leser. In hervorragendem Französisch geschrieben, breitet die Verfasserin souverän all das aus, was von ihr selbst, aber auch von vielen andern Autoren über Philippe Pinel zusammengetragen worden ist. Angesichts der eher kärglichen Quellen, was den frühen Pinel betrifft, ist es erstaunlich, dass die biographische Literatur über ihn an Reichtum nur noch von einem andern Genie übertroffen wird: Sigmund Freud.

Das Fazit des biographischen Feuerwerks von Frau Weiner wird dem Leser deutlich: Auf Grund ihrer intensiven Forschungen kann sie eindeutig zeigen und belegen, dass Philippe Pinel mit Recht den Titel eines «Vaters» der europäischen Psychiatrie trägt.

Bereits der Titel, den Frau Weiner ihrem Buch gegeben hat, verrät ihre grundsätzliche Einstellung: Bewusst will sie eine Gegenposition einnehmen gegen das Buch von J. Goldstein, das den Titel trägt «consoler et classier» und worin die Rolle Pinels etwas geschmälert wird. Mit ihrem Titel «comprendre et soigner» unterstreicht sie die humane Seite des grossen Pinel. Sie weist überzeugend nach, dass der «mythe Pinel», d.h. die berühmte Befreiung der Irren von den Ketten, nur eine nebensächliche und historisch nicht eindeutig belegte Episode war. Bewundernswert ist die Sorgfalt, mit welcher die Autorin auch abgelegenen Quellen nachgegangen ist. So hat sie der jahrzehntelangen Pinel-Forschung zum Trotz noch unbekannte Dokumente (Eingaben, Manuskripte, Gutachten usw.) entdeckt und in ihr Buch eingearbeitet. Aber auch die bisherigen verdienten Pinelforscher (Postel, Swain usw.) lässt sie ausführlich zu Wort kommen.

Das Hauptgewicht setzt sie auf die möglichst vollständige Erfassung und Besprechung der Publikationen von Pinel. Etappenweise wird so die Pinel'sche Auffassung von der Geisteskrankheit entwickelt. Der Leser ist entzückt von der überlegenen Art, wie die Verfasserin mit dem vielfältigen Stoff umgeht, klug Akzente setzt und so von Seite zu Seite den geistigen Lebenslauf Pinels entwickelt. Eine Frage würde der Rezensent der Verfasserin stellen: weshalb sie nämlich die Tätigkeit Pinels in der Pension Belhomme so kurz abhandelt. Immerhin hat Pinel dort an der Rue Charonne von 1786 bis 1793 seine ersten Begegnungen mit psychisch kranken Menschen gehabt.

Christian Müller, Bern

Wissenschaft als kulturelle Praxis, 1750–1900. Hrsg. Von Hans Erich Bödeker, Peter Hanns Reill und Jürgen Schlumbohm. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1999. 426 S. Ill. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte, 154). DM 89.–. ISBN 3-525-35469-X.

Unter diesem Titel fand 1997 im Göttinger MPI für Geschichte zu Ehren seines 75jährigen Direktors, des Historikers Rudolf Vierhaus, ein internationales Kolloquium statt. Daraus ging der vorliegende Band hervor, mit Beiträgen in loser Folge wie bei Festschriften üblich. Einigendes Band ist allerdings eine «soziokulturell» und

«multidisziplinär» orientierte Betrachtungsweise, der sich die Gratulierenden befehligen; zwei Directores des MPI für Wissenschaftsgeschichte zu Berlin, Daston und Rheinberger, eröffnen bzw. beschliessen den Reigen. Mit der betonten Ausrichtung werde, wie es heisst, die (eigentlich selbstverständliche) zeit- und umfeldbedingte Abhängigkeit der Gelehrten, ihrer Sprache und ihrer Ergebnisse endlich auch wissenschaftshistorisch gebührend berücksichtigt. In diesem Sinn und Geist analysiert Jacques Revel (Paris) die Polemik, welcher der junge Durkheim-Eleve François Simiand 1903 gegen die französische Historikerzunft ritt. Dessen Attacke erweist sich wohl nicht nur «comme une sorte de préfiguration du programme» der wirkmächtigen «Annales»-Schule (der Lucien Febvre, Marc Bloch, Fernand Braudel usw.), sondern sie dürfte auch weitgehend den Absichten unserer Autores entsprechen! Etwa zur Hälfte werden, naheliegenderweise, deutsche *sozial- und geisteswissenschaftliche* Sachverhalte erörtert. So die Entwicklung akademischer Sitz- und Prüfungsrituale (William Clark, Cambridge), der Wissenstransfer in der Aufklärung (Martin Gierl, Göttingen), die Hinwendung zur «Menschheits- und Weltgeschichte» am Ende des 18. Jahrhunderts (Jörn Garber, Halle), Herders «naturgegebene» Geschichtsphilosophie (Wolfgang Pross, Bern), die «aufklärerische ethnologische Praxis» der Forschungsreisenden Forster Vater und Sohn (Hans Erich Bödeker, Göttingen) oder die Entstehung der Kriminologie (Peter Becker, Rom). Von den meist *naturwissenschaftlich* gerichteten restlichen Beiträgen untersuchen zwei die Problematik zwischen Objekt und Abbild: Lorraine Daston (Berlin) unter anderem bei den Zoologen His und Haeckel, Emma Spary (Berlin/Cambridge) in der französischen Ornithologie (Réaumur, Buffon u.a.). Peter Hanns Reill (Los Angeles) umkreist spätaufklärerische Todeserfahrung (so beispielsweise anhand von Mary Shelley's Frankenstein). Jürgen Schlumbohm (Göttingen/Oldenburg) beschreibt die Verwissenschaftlichung der Geburtshilfe und Michael Hagner (Berlin) die frühe Hirnforschung an Genies (z.B. Gauss). Über den Zwiespalt von Wissen und Glauben bei Kardinal Newman und Karl Pearson berichtet Theodore M. Porter (Los Angeles), während Hans-Jörg Rheinberger (Berlin) den «Umgang mit dem Nichtwissen» als wesentliches Forschungsagens begreift. Insgesamt liegt hier eine hübsche Blütenlese ansprechender Wissenschaftsgeschichten vor – auch wenn der, gerade im Deutschen, immer wieder durchschlagende fremdwortgespickte Fachjargon dem interessierten Laien die Lektüre gelegentlich erschweren mag ...

Beat Glaus, Zürich